D 21862 E



DER STERN

Nummer 12 · Dezember 1967 · 93. Jahrgang

DER STERN

OFFIZIELLES ORGAN DER KIRCHE JESU CHRISTI
DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE
FÜR DIE DEUTSCHSPRACHIGEN PFÄHLE UND MISSIONEN

DEZEMBER 1967
93. JAHRGANG · NUMMER 12

INHALT

Friede, Wohlgefallen und Leben.
Von Präsident David O. McKay 498
„. . . die Wege der Juden". Von Dale C. Le Cheminant . . 501
Gedanken in der Nacht. Von Enzio Busche 504
Dismas. Von Peter Rosegger 506
Das Weihnachtsgeschenk. Von Douglass Stevenson . . . 512

Präsidierende Bischofschaft

Sie sind der Führer der jungen Männer 516
Das Weihnachtslied. Von Reed Blake 518

Frauenhilfsvereinigung

Weihnachtsgeschenke — hübsch verpackt.
Von June Feulner Krambule 521
Großmutters Überraschungspäckchen. Von Frances C. Yost 522

Sonntagsschule

Wie stellt man Fragen, die zum Nachdenken anregen?
Von Lowell L. Bennion 524
Übungslied 525
Abendmahlsprüche, -vorspiel und -nachspiel 525
Krokodile gehen nicht zur Sonntagschule. Von Janice Dixon 526

Für die Jugend der Kirche

Klaus. Von Lowell M. Durham jun. 527
Die am meisten lieben. Von Sue Smart 528
Die Leiden und Freuden des Winters. Von Paul Keller . . 530

Genealogie

Aufforderung zu größerem Fleiß 532
Die Kirche geht vorwärts 535

Der Kleine Stern

Der verlorene Schnurrkasten. Von Blanche Boshinski . . 89
Die Korngarbe. Von Bernadine Beatie 92
Der standhafte Zinnsoldat. Von Hans Christian Andersen . 97
Ein kleiner Bär hält Winterschlaf 101

Verlag und Herausgeber:

Kirche Jesu Christi
der Heiligen der Letzten Tage
Präsidierende Bischofschaft
Büro Frankfurt/M., Ditmarstraße 9

Redaktion:

Ezra Taft Benson
John E. Carr
Kenneth B. Dyer
Immo Luschin-Ebengreuth
Walter H. Ruf
Redaktionsassistent: Harry Bohler

Layout und Illustrationen:
Harry Bohler
Ingrid Kingore

Vertrieb und Anzeigenleitung:

DER STERN,
6 Frankfurt am Main,
Ditmarstraße 9
Anzeigenschluß am 5. des Vormonats

Druck:

Paul Giese KG, Offenbach am Main

Titelbild:

Der Tempelplatz in Salt Lake City
zu Weihnachten

Friede, Wohlgefallen und Leben

VON PRÄSIDENT DAVID O. MCKAY

Weihnachten ist die glücklichste Zeit im Jahr. Eigentlich ist es seltsam, daß das so ist, besonders im nördlichen Klima. Die Tage sind kurz und düster, die Nächte kalt und lang, die Bäume haben keine Blätter und die Landschaft ist öde oder schneebedeckt. Dennoch ist Weihnacht selbst in der Tiefe des Winters voll Glück und Frohsinn.

Der Grund dafür liegt darin, daß in christlichen Ländern der Glanz des Julfestes vom Geist Christi durchdrungen ist. Mehr als zu jeder anderen Zeit denken wir jetzt an andere Menschen und versuchen mit Wort und Tat zum Ausdruck zu bringen, daß wir andere glücklich machen wollen. Darin liegt ja das Geheimnis des wahren Glücks. „Wer sein Leben verliert um meiner und des Evangeliums willen, der wird's finden" ist eine richtige Lebensanschauung, und der wahre Geist der Weihnacht hilft uns, sie zu verstehen.

Wenn man mich nach dem Namen jener Stadt fragte, die der Welt mehr geschenkt hat als jede andere, würde ich ohne Zögern Jerusalem nennen. Ich würde diese alte Stadt nicht deshalb auszeichnen, weil sie die „Stadt Davids" war oder weil sie noch immer der Anbetungsplatz von drei großen Religionen der Menschheit ist, sondern weil ich sie mit dem Leben, dem Wirken und dem Tod Jesu Christi, des Erlösers der Welt, in Zusammenhang gebracht wissen will.

Fünf Meilen südlich von Jerusalem liegt Bethlehem, eine kleine Stadt von großer geschichtlicher Bedeutung, die auch verehrt werden wird, solange christliche Herzen fühlen und christliche Lippen ein Gebet sprechen können. Ihre Bedeutung hat sie nicht davon, daß sie eine der ältesten Städte in Palästina ist, und auch nicht, weil wir sie mit der schönen Geschichte von Ruth in Zusammenhang bringen oder mit der Heimat von Isai und David und vielen anderen bedeutenden Persönlichkeiten und Ereignissen der biblischen Geschichte — sondern weil in Bethlehem der Heiland der Menschheit in der Wiege gelegen hat.

„Jerusalem" (das kanaanitische Urusalim, das hebräische Jeruschalajim) bedeutet „Stätte des Friedens". „Bethlehem" (Beit Lahm) bedeutet „Haus des Brotes", vielleicht weil es schon von Anfang an eine sehr fruchtbare Gegend war und weil die Urpflanze, aus der der Weizen entwickelt wurde, sich im wilden Zustand nur bei Bethlehem findet. Es ist bezeichnend, daß aus der Heimat des Brotes auch das „Brot des Lebens" für die Menschheit kommt.

Friede! Leben — ewiges Leben! Die Festzeit vor uns, wo wir die Geburt des Erlösers feiern, möge diesen Worten eine größere Bedeutung verleihen.

Friede, das Gegenteil der Furcht, war die Botschaft, welche die Hirten von den Engeln empfingen, die da sagten: „Fürchtet euch nicht! Sieh, ich verkündige euch große Freude."

Friede wurde auch von den himmlischen Heerscharen verkündet, die da sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

„Nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren", rief der bejahrte Simeon, als er durch Inspiration sah, daß das gesegnete Kind ein Licht sein werde,



„zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volkes Israel".

Friede und Wohlgefallen erfüllten zweifellos auch das Herz der Weisen aus dem Morgenlande, als sie ihr glänzendes Gold und kostbare Gaben dem wahren König der Juden darbrachten. Ihr ganzer weltlicher Reichtum verblaßte vor der begeisterten Freude, von der sie erfüllt waren, als sie mit gebeugtem Knie ihren König verehrten, den sie durch ihre Gelehrsamkeit und ihre aufrichtige Suche nach Wahrheit finden durften.

Die Liebe Gottes und der Mitmenschen soll das Weihnachtsthema sein. Das war die göttliche Ankündigung, als die himmlischen Heerscharen zum ersten Mal von der „großen Freude" sprachen.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Wie einfach sind diese Worte, wie überragend, wie umfassend ist ihre Bedeutung! Zu Weihnachten feiern wir die Geburt desjenigen, in dessen Sendung auf Erden 1. Gott verherrlicht wird, 2. der Erde Friede verheißen wird und 3. allen Menschen die Zusicherung gegeben ist, daß sie Gottes Wohlgefallen genießen dürfen.

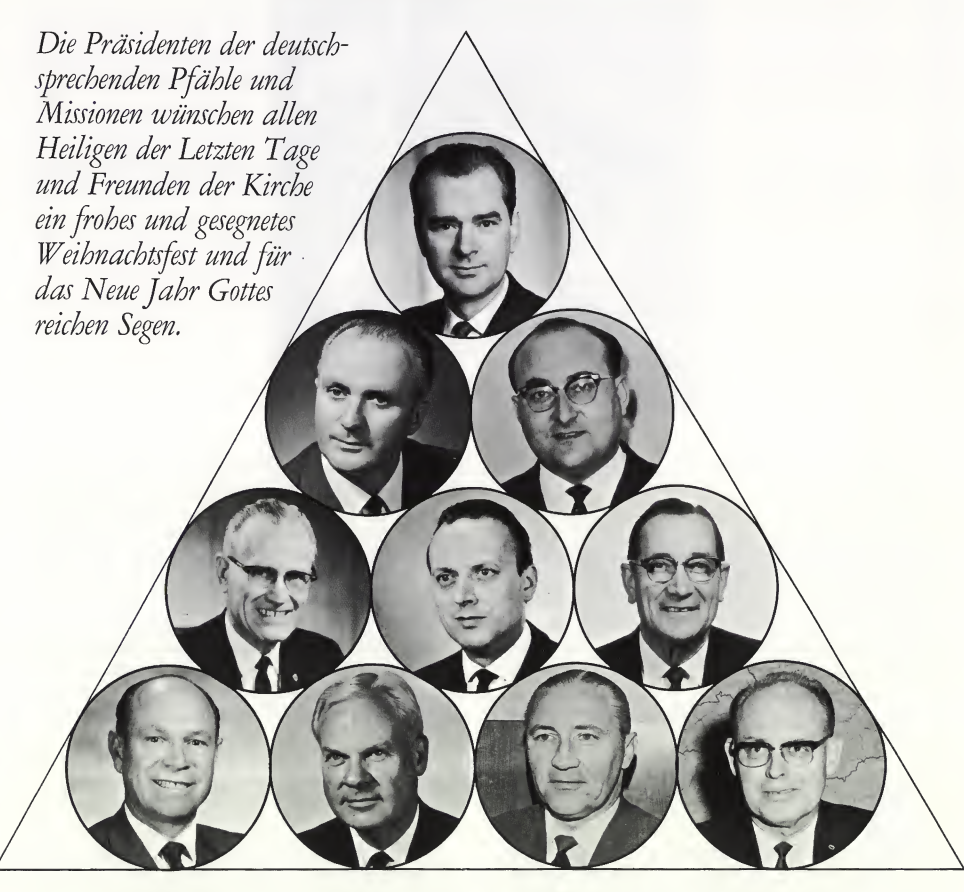
Um wieviel schöner und glücklicher wäre das Leben, wenn jeder auf Erden diese drei herrlichen Ideale zur Richtschnur seines Lebens machte. Mit einem solchen Ziel vor Augen wird jeder nach dem Reinen suchen, nach dem Gerechten, nach dem Ehrenhaften, Tugendhaften und Wahren — nach allem, was zur Vervollkommnung führt. Er würde das Unreine, das Unehrenhafte und Lasterhafte fliehen. Welch ein Beitrag wäre das zum allgemeinen Frieden auf Erden und zum Glück der Menschheit, wenn jeder den Wunsch hätte, seinen Mitmenschen Wohlgefallen zu erweisen, und wenn er diesen Wunsch in tausend freundlichen Worten und kleinen Taten zum Ausdruck brächte, wenn er Selbstlosigkeit und Selbstaufopferung erkennen ließe!

Weihnachten ist die rechte Zeit, unseren Wunsch zu erneuern und den festen Vorsatz zu fassen, alles zu tun, was in unserer Macht liegt, damit die Botschaft Wahrheit werden kann, die von den Engeln zur Zeit der Geburt unseres Heilands verkündet worden ist. Wir wollen Gott verherrlichen, indem wir das Gute, das Wahre, das Schöne suchen. Wir wollen danach streben, Frieden auf Erden herzustellen, indem wir untereinander dasselbe Wohlgefallen ausüben, das Gott uns erzeigt hat!

Möge das Weihnachtsfest 1967 im Herzen jedes Heiligen der letzten Tage Liebe und den Wunsch vorfinden, andere zu segnen. Wo dies der Fall ist, wird sich Friede und Wohlgefallen gegen alle Menschen finden. Wo dieser Friede wohnt, dort bedeutet es nur wenig, ob derjenige reich ist oder arm, denn er wird nicht nur Frieden haben, der ihm unermeßliche Freude sichert, sondern auch das Wort des Menschensohnes: „Ich bin das Brot des Lebens: Wer zu mir kommt, wird niemals hungern, und wer an mich glaubt, den wird niemals dürsten."

Friede, Wohlgefallen und ewiges Leben sind die Segnungen, die wir jedem wünschen, wenn wir abermals den alten frohen Gruß wiederholen: Fröhliche Weihnachten und ein glückliches neues Jahr!

Die Präsidenten der deutschsprechenden Pfähle und Missionen wünschen allen Heiligen der Letzten Tage und Freunden der Kirche ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest und für das Neue Jahr Gottes reichen Segen.



Präsident
Orville C. Gunther
Süddeutsche Mission

Präsident
Rendell N. Mabey
Schweiz. Mission

Präsident
Stanley D. Rees
Norddeutsche Mission

Präsident
Arthur R. Watkins
Österreichische Mission

Präsident
Horace P. Beesley
Zentraldeutsche Mission

Präsident
Rudi Horst Seehagen
Berliner Pfahl

Präsident
Cecil Broadbent
Westdeutsche Mission

Präsident
Hermann Mössner
Stuttgarter Pfahl

Präsident
Michael Panitsch
Hamburger Pfahl

Präsident
Wilhelm F. Lauener
Schweizer Pfahl

„... die Wege der Juden"

VON DALE C. LE CHEMINANT

Als Nephi, der Prophet des Buches Mormon, einst versuchte, sein Volk in den heiligen Schriften zu belehren, fiel es diesem schwer, die Lehren zu verstehen, weil ihm die Kenntnisse fehlten, die Nephi besaß. Er war in der Umwelt geboren und aufgewachsen, in der einige der heiligen Schriften entstanden. Nephi schreibt darüber:

... meine Augen haben die Dinge der Juden gesehen, und ich weiß, daß die Juden die Dinge der Propheten verstehen, und kein andres Volk versteht so gut wie sie, was zu den Juden gesprochen wurde, es sei denn, daß es in den Wegen der Juden unterrichtet ist. (2. Nephi 25:5)

Nephi war deutlich im Vorteil, da er in der gleichen kulturellen Umwelt gelebt hatte wie die Propheten. Sein Volk genoß diesen Vorteil nicht, und uns geht es heute ebenso. Doch wir können die heiligen Schriften viel besser verstehen, wenn wir uns in geeigneten und zuverlässigen Quellen über die „Wege der Juden" oder den Hintergrund der heiligen Schriften, wie man es nennen könnte, unterrichten. Wenn wir beispielsweise in den Evangelien die Berichte über die Geburt und die Kindheit des Erlösers lesen, stoßen wir trotz der Kürze dieser Berichte auf viele Menschen, Orte und Dinge, die für uns als gelegentliche Leser nicht so ohne weiteres einen Sinn ergeben, weil es uns wie dem Volk Nephi an den nötigen Kenntnissen mangelt. Daß es so ist, läßt sich an einigen Beispielen zeigen:

Im Matthäus- und im Lukasevangelium lesen wir, daß Jesus in der Regierungszeit eines gewissen „Herodes, König von Judäa" geboren wurde; und Lukas berichtet uns, daß diese Geburt in der „Stadt Davids, die da heißt Bethlehem" erfolgte. Wer war dieser „Herodes, der König von Judäa" und warum wurde Bethlehem als „Stadt Davids" bezeichnet?

Herodes, der König von Judäa

Herodes der Große, wie er genannt wird, folgte seinem Vater Antipater auf den Thron als Herrscher über Palästina. Er besaß viel von der Stärke und der Verschlagenheit seines Vaters, der sich in der ersten unruhigen Zeit der römischen Herrschaft über Palästina zu politischer Macht emporgekämpft hatte. Antipater und seine Söhne, die nach ihm die Herrschaft übernahmen, waren in der Tat „einheimische Verwalter" des Imperiums, denn sie behaupteten von sich, daß sie zum Teil jüdisch seien und somit aus dem Volke stammten. Josephus, ein jüdischer Historiker und fast ein Zeitgenosse Jesu, schreibt von Herodes, er sei ein Mann mit großen Fähigkeiten gewesen, der unter dem römischen Herrscher, Kaiser Augustus, und dessen Statthalter Agrippa regiert habe.

Herodes lenkte die Geschicke Palästinas mit großem Geschick und gegen jede Bedrohung, doch war er ein eifersüchtiger Tyrann. Seine Herrschaft ließ ihn schließlich seine Frau und seine Kinder ermorden; sie ließ ihn auch die Neugeborenen in Palästina umbringen, unter denen, so hoffte der Grausame, auch der neugeborene „König der Juden" sein werde. Sein entarteter Geist sah in Jesus eine Gefahr für seine eigene Herrschaft.

Die Stadt Davids

Das alte Bethlehem ist heute eine Kleinstadt mit 7500 Einwohnern und heißt Beit Lahm; es liegt 5 Meilen südlich von Jerusalem. Seine Geschichte ist ebenso wechselvoll wie charakteristisch. Vor dem Einzug der Hebräer ins Gelobte Land hieß die Stadt Beth-Lahamu, „Haus des Gottes Lahamu", einer baylonischen Gottheit, welche die Kanaaniter dieser Gegend verehrten. Als die Hebräer das Land in Besitz nahmen, änderten sie den Namen in Beth-lehem, „Haus des Brotes". Sie wird als „Stadt Davids" bezeichnet, weil die Familie Davids aus Bethlehem stammt. In der Frühzeit der Regierung der Richter ließ sich Ruth, die vortreffliche und tugendhafte Moabiterin, deren Namen der biblische Bericht über ihr Leben trägt, in Bethlehem nieder und wurde die Stammutter der Familie Davids; in der ganzen Geschichte Israels wird die Verbindung des Hauses David mit Bethlehem unterstrichen. (Siehe 1. Samuel 16:1-18; 17:12; 20:6.) Israel sah nie einen größeren König als David; und die kleine Stadt trägt seinen Namen und ist ausgezeichnet durch die Geburt des Erlösers, der aus dem Hause Davids stammte.

In der Regierungszeit des berüchtigten Königs Herodes kamen „Weise aus dem Morgenland" in diese kleine, doch berühmte Stadt; sie suchten den neugeborenen König der Juden, denn sie hatten seinen „Stern im Morgenland" gesehen und wollten ihn anbeten und ihm „Gold, Weihrauch und Myrrhe" darbringen. Schließlich fanden sie ihn gleich



den Hirten, die ihn, wie Lukas berichtet, „in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend“ (Lukas 2:12) fanden.

Die Weisen aus dem Morgenland

Die Weisen werden nur bei Matthäus erwähnt, doch nennt er weder eine genaue Zahl noch ihre Herkunft; es heißt nur, daß sie aus dem Morgenland kamen — eine sehr ungenaue Beschreibung, die alle Gebiete östlich des Jordans umfaßt: die syrisch-arabische Wüste, Mesopotamien (Babylonien) und Persien. Die Lutherbibel spricht von „Weisen“, während es in der katholischen Bibelausgabe „Magier“ heißt.

Möglicherweise waren diese „Magier“ Schüler des Zarathustra, des Begründers einer alten persischen Religion um 600 v.Chr. Sie waren eine mächtige Kaste, und wie viele gelehrte Menschen jener Zeit und jener Gegend verfolgten sie den Lauf der Gestirne. Einer alten einheimischen Überlieferung zufolge erwarteten die Perser eine Art Erlöser, und sie wußten, daß auch in Palästina eine ähnliche Erwartung bestand. Ein Gelehrter hält eine solche Überlieferung für durchaus erklärlich: daß zu Beginn der christlichen Zeitrechnung den Weisen die jüdische Erwartung eines Messias bekannt war; daß sie diese Erwartung mit ihrer Erwartung eines „Helfers“ identifizierten und daß einige von ihnen sich für das Erscheinen dieses jüdischen Königs interessierten. Die Gruppe der Magier war bereits zu einem frühen Zeitpunkt in Verruf geraten und das Wort Magus erhielt eine abfällige Bedeutung; es wurde schon im fünften Jahrhundert vor Christus im Griechischen für „Zauberer“ gebraucht. (Siehe Apg. 13:6, 8; 8:9-24.)

Allein die westliche Überlieferung spricht von drei Weisen; möglicherweise, so denken einige, wegen der Zahl ihrere Geschenke; die orientalische Überlieferung spricht dagegen von zwölf Weisen.

Der Stern im Morgenland

Der Stern im Morgenland wird ebenfalls nur bei Matthäus erwähnt. Sein Erscheinen war anfangs für die Weisen das Zeichen der Geburt des jüdischen Königs, erst später war er ihnen ein Führer und ging vor ihnen her. Unzweifelhaft ist das Zeichen des Sterns als ein Wunder und nicht als eine Naturerscheinung dargestellt. Das läßt darauf schließen, daß es zwecklos ist, nach astronomischen und historischen Angaben als Beweis für sein Erscheinen zu suchen. Abgesehen von der Frage über die Art dieses Himmelszeichens, bleibt die Frage offen, warum die Weisen überzeugt waren, daß ein mächtiger jüdischer König geboren sei.

Matthäus bleibt uns die Erklärung dafür schuldig; er berichtet uns nur über ihr Kommen. Er hätte das Erscheinen des Sterns als Erfüllung zweier alttestamentarischer Prophezeiungen erklären können (von denen die Weisen vielleicht Kenntnis besaßen):

> ... Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und ein Zepter aus Israel aufkommen. (4. Mose 24:17)
>
> Und die Heiden werden zu deinem Lichte ziehen und die Könige zum Glanz, der über dir aufgeht. (Jesaja 60:3)

Die erste Stelle ist bei Matthäus 2:2 als Fußnote vermerkt, woraus hervorgeht, daß es für die christlichen Ge-

lehrten als deutliches Anzeichen dafür gilt, daß diese alten Prophezeiungen über einen „Stern" und ein „Licht" nicht nur durch Jesu Geburt erfüllt wurden, sondern auch durch das Himmelszeichen, das diese Geburt begleitete.

Weihrauch und Myrrhe

Die Geschenke der Weisen, Weihrauch, Myrrhe und Gold, sind zweifelsohne sehr wertvolle Geschenke, die dem Jesuskind dargebracht wurden, um Ihm Ehre und Ehrerbietung zu erweisen. Weihrauch ist ein süßlich duftender milchiger Gummi, den man aus verschiedenen Arten der Boswellia, des Weihrauchbaumes, gewinnt; er wird aus Südarabien eingeführt. (Siehe Jesaja 60:6; Jeremia 6:20.) In den heiligen Schriften wird er zu den Spezereien gezählt (2. Mose 30:34), im Zusammenhang mit Öl genannt (3. Mose 2:1; 1. Chronik 9:29), auch mit dem Speiseopfer (3. Mose 2:15; 6:15; Nehemia 13:5, 9) und als Duftstoff (Hoheslied 3:6). In diesem Zusammenhang wurde er anscheinend dazu verwendet, den Wert einer Sache zu steigern. Die Völker des Altertums schätzten Weihrauch auch als Balsamierungsmittel und als Räucherharz. Myrrhe, ebenfalls ein aromatisches Harz, wird aus einer besonderen in Indien und Arabien wachsenden Balsambaumart gewonnen; man verwendet sie noch heute für medizinische Zwecke. Man gebrauchte sie zusammen mit Weihrauch zum Einbalsamieren (Joh. 19:39) und als Bestandteil von Räucherwerk und Duftstoffen.

Windeln

Die Völker der biblischen Länder versorgen seit Jahren Kleinkinder auf genau die gleiche Weise wie zur neutestamentlichen Zeit. Die Mutter läßt das Kind seine Arme und Beine nicht frei bewegen, sondern wickelt es mit einer Bandage zu einem hilflosen Bündel, einer Mumie ähnlich, zusammen. Das Kind wird bei der Geburt gewaschen und mit Salz abgerieben, dann legt man die Ärmchen eng an den Körper an und umwickelt es fest mit 10 bis 12 cm breiten und etwa 5 m langen Leinen- oder Baumwollbinden. Die Binde führt auch unter dem Kinn des Kindes durch und über seine Stirn.

Der Tempel des Herodes

Lukas schreibt, daß Jesus acht Tage nach seiner Geburt beschnitten wurde; und es heißt weiter, daß: "... da die Tage ihrer (Marias) Reinigung nach dem Gesetz des Mose vollendet waren", Ihn Seine Eltern die fünf Meilen von Bethlehem nach Jerusalem brachten, damit sie Ihn im Tempel darstellten.

Die Bibel erwähnt im ganzen drei Tempel, die alle an der gleichen Stelle errichtet wurden. Der zu Jesu Zeiten erwähnte Tempel wurde von Herodes dem Großen erbaut, er war der letzte der drei Tempel. Der erste Tempel wurde von Salomo erbaut und von Nebukadnezar zerstört, als er 586 v. Chr. Jerusalem einnahm. Der zweite Tempel, auch Tempel des Serubabel genannt, wurde von den Juden nach der babylonischen Gefangenschaft errichtet. Er wurde 516 v. Chr. eingeweiht. Herodes ließ sich von seinen mißtrauischen Untertanen die Erlaubnis geben und zerstörte diesen zweiten Tempel. Er ließ von 1000 besonders ausgebildeten Priestern seinen eigenen Tempel errichten; die Arbeiten dazu begannen im achtzehnten Jahr seiner Regierungszeit als König. Dieser Tempel wurde als zweiter Tempel bezeichnet, denn die Rabbiner hielten ihn für eins mit dem Tempel, den die aus der babylonischen Gefangenschaft Zurückgekehrten bauten. Als die römischen Soldaten 70 n. Chr. Jerusalem eroberten und zerstörten, ließen sie diesen Tempel als Ruine zurück.

Die Beschneidung

Die Beschneidung war das alte und kennzeichnende Merkmal der Zugehörigkeit zum auserwählten Volk Gottes. Sie bedeutete, daß der Beschnittene berechtigt war, an den Segnungen des Bundes teilzuhaben, den Gott mit Abraham geschlossen hatte. (Siehe 1. Mose 17.) Üblicherweise wurde das Kind acht Tage nach seiner Geburt beschnitten, wie es auch bei Jesus geschah. Jeder Jude konnte die Beschneidung vornehmen, doch wurde sie vorzugsweise vom Vater und zu Hause ausgeführt. Bei dieser Gelegenheit erhielt das Kind seinen Namen.

Die Reinigung

Nach dem hebräischen Gesetz galt die Frau nach der Geburt eines Kindes als unrein; bei einem Knaben mußte sie sich vierzig Tage und bei einem Mädchen achtzig Tage abgesondert halten. Danach mußte sie zum Tempel gehen und sich reinigen lassen und ein Opfer darbringen; dieses Opfer bestand für jemanden, der so arm wie Maria war, aus einem Paar Turteltauben oder zwei anderen Tauben. War das Kind ein Junge und das Erstgeborene, dann gehörte er nach dem Gesetz Gott, gleichwie die Erstlinge der Herde und die ersten Früchte des Feldes. Folglich mußten ihn seine Eltern zurückkaufen, indem sie fünf Schekel an den Tempel zahlten. Man brauchte den Knaben nicht zum Tempel zu bringen und ihn Gott darzustellen, doch gewöhnlich nahm die junge Mutter ihr Kind mit, um es segnen zu lassen.

Indem wir uns so aus anderen Quellen zusätzliche Kenntnisse über die heilige Schrift aneignen, erlangen wir mehr Verständnis für dieses Werk und werden aufgeschlossener für die darin enthaltenen Wahrheiten. Dieses Forschen ist sehr wichtig. Dr. John A. Widtsoe schrieb:

Wenn wir über genügend Kenntnisse ihrer Geschichte, ihrer Sprache und ihrer literarischen Form verfügen, enthüllt uns das sorgfältige Studium der Bibel viele Tatsachen, die dem gewöhnlichen Leser der heiligen Schriften entgehen.



Es ist ein faszinierendes Erlebnis, plötzlich in der still gewordenen Wohnung das Ticken der Uhr zu hören. Es war zwar immer da, aber man hat es nicht gehört. Es wurde überdeckt. Dutzend andere Geräusche übertönten es. Aber plötzlich überfällt mich das eintönige Ticktack, Ticktack.

Die Kinder mögen zu Bett sein, der Gast ist gegangen. Die letzte Schallplatte verstummt. Es ist Nacht, der Lärm der Straße schweigt. Aber da ist diese Uhr. Man kann sie überhören und über sie hinwegleben, aber auf einmal packt sie einen mit ihrem gleichförmigen Geräusch: der Zeitmesser.

Ich sitze da und lausche versunken in mich hinein. Unwillkürlich denke ich an all das, was ich tue, wenn die Uhr auch tickt, ich sie aber nicht höre. Ich denke zurück, verlasse mein Leben, versuche das Leben meiner Eltern zu sehen. Wie waren sie und wie wurden sie das, was sie waren? Ich versuche ihr Leben zu verstehen und bin dankbar für all ihre Hoffnungen, Sorgen und jede ihrer wesentlichen Äußerungen.

Wohl niemals kann ein Mensch den anderen besser verstehen und ihm daher näher sein als ein Sohn seinem Vater, wenn er selbst in die Jahre der Vaterschaft gekommen ist. Meine Gedanken gehen weiter, um auch all die anderen Eltern zu begreifen, die Eltern all der Menschen, die um mich herum leben, in meiner Stadt und in meinem Heimatland — ja, all die Eltern der jetzt lebenden Menschen. Denn unsere Eltern waren es, die durch ihr Leben, ihr Denken, ihr Handeln, durch jedes ihrer gesprochenen Worte das Tor aufschlossen zu unserer heutigen Welt.

Meine Gedanken gehen hin zu den Jahrhunderten, die vor uns waren, zu den Menschen, die damals lebten, bis hin zu den Kulturen und Epochen der Frühzeit. Ich erinnere mich an die überlieferten Worte hervorragender Menschen ihrer Zeit. Ich lasse die stummen Zeugen grauer Vorzeit auf mich wirken, Zeugen, die durch das Werk der Archäologie wieder laut werden. Ich versuche alles und alle zu sehen — und da erkenne ich ihn plötzlich, — den Menschen — unser aller Bruder auf der Suche nach dem Glück. In seinem Herzen fühlt er deutlich, nur eines ist wichtig: dieses große unbekannte Glück zu finden, dieser großen Kraft zu folgen, die seine Sehnsucht stark macht.

Ich sehe tausend menschliche Propheten, die in tausend verschiedene Richtungen weisen, um den vermeintlichen Weg zum Glück zu zeigen. Ich sehe die großen und kleinen Philosophen, die Völker und Menschen, die ihnen folgten. Ich sehe die Verzweiflung, nicht zu finden, nicht gefunden zu haben. Ich sehe Hunderte im ständigen Versuch, neu zu suchen. Ich sehe die Verzweiflung derer, die aufgehört haben zu kämpfen, die zu müde geworden sind zu weinen und sich in Verachtung und Spott vernichten. Ich sehe Blut und Elend, Hunger und Anklage.

Was ist die wichtigste Erkenntnis, was kann mir die wichtigste Erfahrung sein aus all diesen Irrtümern, diesem Leid der Generationen und Zeiten?

> „Der Mensch ist nicht klug genug, er ist zu klein, um aus sich zum Grund der Wahrheit vorzudringen. Er muß DEN fragen und auf DEN hören, der der Vater aller Dinge und der Vater aller Wahrheit ist. Ohne Botschaft von Gott ist der Mensch verloren".

Ich begreife, daß es die wichtigste Erfahrung meines Lebens ist, begriffen zu haben, daß Gott lebt, daß ich gleich all meinen Brüdern und Schwestern SEIN Kind bin und daß ER mich lieb hat und mich führen möchte, gleich wie ER alle Menschen führen will.

Es ist sehr still in meinem Zimmer, so still, daß mir in dieser Minute die sanfte Stimme einfällt, die ruhige geduldige Stimme, die mich stets in meinem Leben sanft und leise gerufen und auch getröstet hat. Es erschreckt mich zu erkennen, wie töricht ich diesen stillen Rat of beiseite geschoben habe, wenn er mir unbequem schien. Ich begreife, daß der Mensch klug sein muß, um zu erfassen, daß das scheinbar Unbequeme der einzige Weg zu IHM ist. Wie will eine Ehe je gut sein, wenn das „Ich" sich nicht verliert in dem Wunsch, das „Du" zu erfüllen? Wo wird ein Kind je stark sein, wo es nicht getragen wird von dem Opfer der Eltern — Opfer an Zeit, Bequemlichkeit und Stolz? Wo soll es je eine Kultur geben, wenn die Menschen nicht begreifen, daß sie, ohne in einer guten Sache eifrig tätig zu sein, keine Kultur und keine Prosperität haben können? Ich begreife, daß die Menschheit ohne das Sühneopfer Jesu Christi keine Erhöhung haben kann, und ich verstehe die kleinen Sühnopfer, die von uns Menschen nach unseren Fähigkeiten gefordert werden. Welch eine Gnade, zu erkennen, daß wir Menschen zur Erhöhung der Menschen beitragen dürfen, indem wir unser Kreuz gern auf uns nehmen, in einer guten Sache eifrig tätig sind und in unserer täglichen Lebensarbeit uns hinwenden zur Stimme, die von uns mehr fordert, als unsere Natur will oder glaubt zu können.

Wie dankbar bin ich den Menschen, die berufen waren, als Zeugen Gottes zu wirken, und die nicht versagten. Ich denke an Abraham und begreife, warum Gott ihn prüfte, ob er willens war, seinen Sohn Isaak zu opfern. Ich danke Abraham, daß er stark blieb. Ich danke Josef, daß er nicht schwach wurde bei dem Weibe Potiphars und auch Haß und Zorn nicht in seine Seele kommen ließ und so seine Brüder später retten konnte. Ich bin dankbar für einen starken Mann wie Mose, und wie leuchtet mein Herz, wenn ich das Zeugnis eines Jeremia, Jesaja oder Hesekiel sehe. Was verdankt die Menschheit einem Petrus oder einem Paulus? Ohne den Mut dieser beiden so verschiedenen Männer wäre der Menschheit kaum ein bleibendes Zeugnis von Jesus Christus geblieben.

All diese Zeugnisse sind mit denen vieler anderer Bestandteil der Heiligen Schrift, die als Ganzes ein einzigartiger Zeuge Gottes und seines Willens in bezug auf die Menschheit war und ist. So einzig dieses Buch ist, so einzig in seinem Inhalt und seiner Bedeutung, so hat es in dieser Zeit seine mächtige und kraftvolle Bestätigung gefunden durch das Hervortreten eines weiteren Zeugen für die Göttlichkeit Jesu Christi und die Richtigkeit der Bibel, ein Zeugnis anderer Völkergruppen, die zum Volke Israels gehörend und auf dem amerikanischen Kontinent lebend auch Kenntnis von dem Licht dieser Welt hatten.

Welch eine Fügung, wo durch systematische Forschung der Menschheit klar wird, wie wenig überprüfbar uns die Bibel überliefert wurde. Jetzt, wo durch diese Erkenntnis die Menschheit in Gefahr steht, das ganze Buch als unglaubwürdig abzulehnen, steht ein neuer Zeuge auf: der zusammengefaßte Bericht des Propheten Mormon.

Ich begreife dankbar die umfassende Bedeutung der Wiederherstellung der Ordnung des Priestertums und der Kirche des Sohnes Gottes. Welch eine Botschaft in der Zeit, in der wir jetzt leben! O Mensch, begreife dich als Kind Gottes und lasse dich von IHM führen. Schütte dein Herz vor IHM aus, verstecke dich nicht vor IHM, denn ER hat dich lieb, ER sieht dich, ER hat dich immer gesucht. Ergreife die helfende Hand, die ER dir hinhält, und ändere dein Leben. Erkenne deine Schwachheit und schäme dich ihrer; gib dich IHM ganz.

In meinem Zimmer tickt die Uhr. Es ist so, als ob ich die fragenden Gesichter ehrlicher Menschen aus früheren Zeiten auf mich gerichtet fühle. Sie schauen auch dich an. Welche Rolle spielst du in deinem Leben? Baust du auf — oder redest du es dir nur ein? Oder zerstörst du dein Leben? Es ist nie zu spät, sich diese Frage zu stellen!

Die Geräusche des beginnenden Tages beginnen das Ticken der Uhr zu übertönen. Wohl dem, der nie die Mahnung dieser Uhr ganz überhört.

Enzio Busche hat, seit er sich 1958 der Kirche anschloß, in vielen verantwortungsvollen Stellungen mitgeholfen, das Reich Gottes aufzubauen: Gemeindesekretär, Kollegiumspräsident, Missionsratgeber, Gemeindepräsident. Heute ist er Distriktspräsident im Rhein-Ruhr-Distrikt der Zentraldeutschen Mission. Bruder Busche ist Geschäftsführer und Mitinhaber einer großen Druckerei in Dortmund. Er ist 37 Jahre alt und mit Jutta, geb. Baum verheiratet; sie haben drei Söhne und eine Tochter.

Warum bleibst du in der Angst

Warum bleibst du in der Angst,
Bruder, der du so verlangst,
endlich heimzufinden;
Schau, da bricht ein Leuchten an.
Gottes Stern geht seine Bahn,
und die Nacht will schwinden.

Bist du in den Nächten blind,
laß dich führen wie ein Kind
durch die dunklen Stunden.
Komm, dein Heiland ist dir nah!
Gib dein Herz, sag endlich: Ja,
weil dich Gott gefunden.

Von Kurt Wiegering



Dismas

Peter Rosegger

Gerne sinne ich über der heiligen Urkund. Und dort, wo die Botschaft zur Mythe geworden, spinnt meine Seele der Dichtung Fäden an und lebt selig träumend die Zeiten wieder, da der Himmel sich wob über das Geheimnis der Krippe und des Kreuzes.

Die heilige Urkund erzählt uns von jener Nacht. Josef war aus dem Schlafe gefahren und horchte. Es war in der Kammer dunkel und stille, und doch hatte er deutlich eine Stimme gehört, die also sprach: „Josef, steh auf, wecke die Deinigen und fliehe. Der König will das Kind töten lassen."

Da hatte der Mann in seinem Herzen eine große Bangigkeit. Es war eine unheimliche Zeit im Judenlande. Der König, sonst hochmütig und grausam, war von einer Reise nach Rom zurückgekehrt und zeigte eine sanfte, freundliche Gesinnung. Alle Knaben der Stadt Bethlehem und Umgegend, welche im Alter von zwei Jahren und unter zwei Jahren waren, wollte er beschenken lassen. Die Mütter wurden eingeladen, solche Kinder in den Hof zu bringen, der umgeben war von dem Hause der Soldaten, um einen Gnadenpfennig in Empfang zu nehmen für ihre Knäblein. Des freuten sich die Weiber und riefen: „Heil unserem König, der strenge und gütig ist. Er lebe noch lange!"



In der Nacht nun, die diesem Tage vorausging, hatte Josef im Schlafe das Wort gehört. Er erinnerte sich, daß schon vor zwei Jahren, bei der Geburt des Kindes, der König ihm heimlich nachstellen ließ, weil die Weisen aus dem Morgenlande den neugeborenen Knaben für den erwarteten König der Juden angebetet hätten. Also dachte Josef, man könne nicht wissen, was der gewaltige Herodes im Sinne habe. Lange blickte er auf sein liebes junges Weib und auf das Knäblein, die so süß schlummerten in ihrem gemeinsamen Bette, als sei kein Feind auf Erden. — Wohin soll ich euch denn führen? so dachte er. Nach Nazareth zurück? Dort haben wir die Heimat schon verloren und der König würde uns gerade dort zu finden wissen. Oder nach der Gegend hin, wo die Sonne aufgeht? Dort sind die Männer der Wüste und lauern dem Wanderer auf. Oder nach der Gegend, wo die Sonne untergeht? Dort sind die unendlichen Wasser, und wir haben kein Fahrzeug, um nach jenen Landen zu segeln, wo die Heiden leben, die milderen Herzens sind, als die Kinder des großen, finsteren Jehova."

„Wecke sie auf", sprach die Stimme das zweitemal, „und führe sie nach dem Lande der Pharaonen. Dort wohnen die Völker der Gottlosen; ihr Glaube ist Wahn, aber ihr Wille ist gerecht. Dort, wo die Wellen des Nil alljährlich die Fluren besegnen, dort wirst du Erwerb finden für dich, Sicherheit für dein Weib und Lehre für das Kind. Und auf denselben Pfaden, auf welchen einst Moses und Josua die Juden zurückgeführt aus Ägypten, wird euch Gott heimleiten ins Land der Väter, wenn der Tag gekommen ist."

Josef wußte es nicht, wer so gesprochen hatte, er forschte auch nicht, denn seine Seele ruhte vertrauend in den Armen des Herrn. Er legte nun seine Hand auf die Schulter der Geliebten und sagte: „Maria! Wache auf und erschrick nicht. Sammle die wenigen Dinge, die wir besitzen, in Säcke, ich packe sie auf das Lasttier. Dann nimm das Kind. Wir wollen abreisen."

Maria strich das lange, seidenweiche Haar aus dem blassen Gesichte, so daß es war, als schiene der Vollmond

hervor zwischen Ölbäumen. Ein wenig befremdlich war ihr der plötzliche Entschluß des Eheherrn, der Aufbruch um Mitternacht, aber sie sagte nichts. Sie tat, wie Josef befohlen hatte, nahm nachher das schlummernde Knäblein in die Arme und setzte sich auf das Lasttier, welches die Ohren spitzte darauf hin, was das für ein Tagewerk werden sollte, weil es so grausam früh beginne. Noch einen Blick tat Maria auf das kleine Haus, wo sie zwei Jahre lang im heiligen Mutterglück gelebt hatte, dann nahm Josef Stock und Riemen und ging leitend einher neben dem Tiere, das seine ganze Welt trug und seinen Himmel, und — den Himmel der ganzen Welt.

*

Unter einem schwülen, bleigrauen Wolkenhimmel lag die Wüste. Ihre gelben, welligen Sandflächen waren wie ein erstarrtes Meer, das kein Ende hat und fern im Gesichtskreise mit scharfer Linie an die dunkle Himmelsscheibe grenzt. An manchen Stellen dieses Sandmeeres ragten graue, zerklüftete Felskegel hervor, und stumpfkantiges Steingeschiebe mit Höhlungen, oder auch vereinzelte Blöcke und Platten, die entweder in schiefer Lage oder eben wie ein Tisch waren.

Zwei solche Platten lagen fast nahe nebeneinander, die eine war zum Teile mit gelbem Flugsand bedeckt, die andere ragte etwas aus dem Boden hervor. Auf jeder dieser grauen Steinplatten lag ein Mann ausgestreckt. Der eine, ein reckenhafter, derbsehniger Körper, lag auf dem Bauche und stützte mit den Fäusten seine schwarzbärtigen Backen, daß er halb gehobenen Gesichtes hinstarren konnte über die öden Flächen der Wüste. Der andere, kleiner von Gestalt, lag auf dem Rücken, bediente sich der Arme als Kopfkissen und richtete sein Antlitz dem düsteren Himmel zu. Beide waren in Gewandung der Beduinen und mit mancherlei Waffen versehen, die in den Kleidern staken oder an denselben hingen. Über das Haupt mit dem wolligen Haar hatte jeder ein Tuch gelegt. Die Farbe des Gesichtes war braun wie die Rinde der Pinie, die Augen waren groß und glühend, die Lippen wulstig und rot und von schütterem Bartwuchs umschattet. Des einen Nase war stumpf und plump, die des anderen lang, dünn und scharf gebogen.

„Dismas", sagte der mit der Stumpfnase, „was siehst du am Himmel?"

„Jusuf", versetzte der andere, „was siehst du in der Wüste?"

„Du bist ein wahrer Säulenheiliger geworden seit einiger Zeit", sagte Jusuf. „Wartest du auf Manna, das vom Himmel fallen soll? Mir krachen die Eingeweide, ich will jetzt zur Karawanenstraße hinab."

„So geh. Ich will nach der Oase von Scheba", sagte Dismas.

„Dismas, ich hasse dich", murmelte der andere.

Dismas schwieg und schaute unverwandt in den Himmel hinein, der so mild sonnenlos wie heute schon lange nicht gewesen war.

„Seit du mir nicht beigestanden bist, da ich den Zug der Morgenländer anhalten wollte mit meinen Knechten, seitdem hasse ich dich. Sie hatten viel des Räucherwerkes und der kostbaren Spezereien mit sich geführt und Gold. Mit einem Zuge hätten wir eine Habe gewonnen für manches Jahr und du —"

„Fromme Pilger, die in fremde Lande ziehen, um den Messias zu suchen! An solchen vergreife ich mich nicht. Suche ich doch selbst den Messias." Also sprach Dismas.

„Ha, ha, ha!" lachte der Stumpfnasige auf und bohrte sein spitzes Kinn in die Faust. „Den Messias! Du glaubst noch das Märchen der traumseligen Ahnen. Schwärmerischer Schwächling, der du bist. Siehst du denn nicht, daß keiner mehr Zeit hat, um auf den Messias zu warten, daß alles hastet und streitet, um seinen Teil zu erlangen von den Schätzen und Freuden der Erde?"

„Also habe ich's auch gehalten, manches Jahr", antwortete Dismas wehmutsvoll. „Meine Herde hatte ich verlassen, um dir zu folgen. Seide und Geschmeide hatte ich erobert in der Wüste, und die Tage schwanden trotzdem. Mit allen Schätzen konnte ich nicht eine einzige Stunde aufhalten; im Wohlleben schwanden die Tage nur noch rascher. Nicht erkämpfen wollte ich das Erdenleben, aber festhalten möchte ich es mir, denn es ist eine Wonne zu sein. Oh, vergebens, vergebens! Die Tage schwinden. Also habe ich mich entschlossen, mein Leben und Gewissen nicht auf eine Zeit zu stellen, die so vergänglich ist, sondern auf eine Zeit, die in Ewigkeit währt. Eine solche Zeit kann nur der Messias bringen."

Jusuf tat, als presse er sein Angesicht in den Stein und sagte mit lüsterner Selbstbefriedigung: „Wir haben nur das eine Leben, das wir haben, und ein anderes finden wir nimmermehr."

„Wenn es so wäre, wie du sagst", versetzte Dismas, „so müßten wir dieses eine Leben erst recht groß und heldentreu verbringen."

„Wenn es so ist", sagte der andere, „daß kein anderes Leben mehr zu finden, so müssen wir dieses eine Leben genießen. Unserer Natur gemäß. Entsagung ist Sünde, Genuß ist Pflicht, weil die Natur uns Sinne gegeben hat, um zu genießen."

„So denken schlechte Menschen", sprach Dismas.

„Es gibt keine schlechten Menschen", sagte Jusuf, „und auch keine guten. Genosse, betrachte das Lamm, es tut niemand etwas zuleide, es läßt sich lieber vom Löwen zerreißen, als es den Löwen zerrisse. Ist es deshalb gut? Nein, es ist bloß schwach. Und der Löwe, der das Lamm tötet, um es zu verzehren, ist er deshalb böse? Nein, er ist stark, und darum hat er recht, den Schwachen zu verzehren. Die einzige Tugend ist die Stärke, das einzige gute Werk ist, die Schwachen auszurotten."

Als dieser Mensch also gesprochen hatte, wendete der andere sein Gesicht herüber und sagte:

„Was sind das für unerhörte Reden? Derlei Reden habe ich noch nie gehört. In wessen Herzen sind sie geboren?"

„Nicht im Herzen sind sie geboren", sagte Jusuf, „denn das Herz ist dumm und das Herz ist schwach. Im Haupte sind sie geboren, wo die Klugheit ist und die Stärke. — Dismas! Wenn ich in den Höhlen der Wüste wohne und tatlos sein muß, da sinne und forsche ich. Ich zerschlage die Steine, um ihr Wesen zu ergründen. Ich zerpflücke die Panzen der Oase, um sie zu erforschen. Ich betrachte das



Innere der Tiere und ich zerstücke den Menschen, den ich getötet habe auf der Straße und erforsche sein Fleisch. — Ich finde, daß es anders ist, als die alten Schriften sagen. Der menschliche Leib ist dem tierischen an Gestalt ähnlich, an Stoff gleich. Eines wie das andere ist elende Kreatur."

Durch Dismas' Körper ging ein Schaudern. Er richtete sich auf, hob die Arme gegen Himmel und rief: „O Herr in den heiligen Höhen, rette mich!"

„Rufe nur die Sterne an!" sagte Jusuf mit höhnendem Lachen, „da kommst du an die Rechten! Sie wissen nichts von dir und wissen nichts von deinem Gott. Sie sind aus gemeinem Staube und Stoffe, der keinen Geist hat. Sie selber und alles auf ihnen leben in dem schrecklichen schmutzigen Streite wie unsere Erde und alles auf Erden. Ha wisse, die ganze Welt ist ein Kehrichthaufen mit Ungeziefer, sonst nichts."

Dismas saß mit gefalteten Händen auf seinem Stein und war blaß wie ein Leichnam.

„Jusuf, mein Genosse", sagte er endlich, „aus dir spricht der böse Engel."

„Warum lobst du ihn nicht, Dismas, warum jauchzest du nicht? — Meine Botschaft hat dich erlöst. Der du arglose Wanderer überfallen, getötet und beraubt hast, die ewige Hölle wäre dein Gewinn. Meine Botschaft ist stark und reißt die Hölle ein."

„Ich hörte einen Propheten in der Wüste, der sprach: Einer von Gott verhängten Verdammnis kann man entfliehen durch die Buße. Deiner Verdammnis kann man nicht entfliehen. Daß wir keinen allmächtigen Herrn hätten! — Daß wir wie ein Kehrichthaufen verloren sein sollten — wie furchtbar, furchtbar!"

„Genosse Dismas, dein Klagen unterhält mich nicht", sagte der andere und stand, auf Knien und Ellbogen sich stützend, wie ein Vierfüßer da. „Was Wichtigeres liegt mir jetzt an. Hunger habe ich."

Dismas sprang von seinem Stein und schickte sich an zu fliehen. — Wenn er Hunger hat, also dachte Dismas, so wird er mich nach seinem neuen Glauben töten und verzehren.

Jusuf hatte eine lauernde Stellung angenommen und starrte mit Adleraugen hinaus in die Wüste. — Dort zwischen Felsklötzen war ein rotes Flämmlein sichtbar geworden. Das bewegte sich und kam näher. Das Flämmlein war das rote Gewand einer Frau, die auf einem Lasttiere saß und ein Kind im Arme trug. Nebenher schritt ein Mann, welcher an einem Stabe mühsam hinkte und das Tier leitete.

„Dismas, da gibt's Beute!" sprach Jusuf mit scharfem Zischlaut und faßte den Griff seiner Waffe. „Verbergen wir uns hinter dem Stein, bis sie herankommen."

„Aus dem Hinterhalte willst du diese waffenlosen Leute überfallen?" sagte der andere. „Dafür sollst du dich schämen."

„Du wirst mir helfen, sie zu fassen!" befahl Jusuf mit drohender Gebärde.

„Wenn du das Beil nicht ziehst gegen sie, so werde ich dir helfen."

Mittlerweile war die kleine Gruppe näher gekommen. Der Mann und das Lasttier wateten tief im Sande, der stellenweise über dem kahlen, ruppigen Gestein fortgefegt, stellenweise in hohen Schichten zusammengeweht war. Der Führer hatte die Gruppe in einen hastigeren Lauf gebracht, als es für die noch vorhandenen Kräfte gut war, denn er hatte die Straße verloren, hielt es aber geheim, um die Frau nicht zu ängstigen und ließ seine Augen in den Weiten umherschweifen, um den Weg wieder zu entdecken. Bis zur Oase von Descheme sollte es noch gehen an diesem Tage. Dort wollte er mit Seinigen unter einem Dattelbaume Rast halten und Nahrung sammeln. Nun sah er hier oben auf den Steinblöcken zwei Männer stehen, die hoch hineinragten in das Firmament.

„Gelobt sei Gott!" sagte der Mann, genannt Josef der Nazarener, „diese Männer will ich fragen nach der Straße, die gen Descheme führt."

Jedoch bevor er fragen konnte, stiegen sie rasch herab. Der eine faßte den Riemen des Lasttieres, der andere ergriff den Arm Josefs und sagte: „Was ihr bei euch habt, daß müßt ihr uns geben."

Josef erschrak, das junge blasse Weib auf dem Lasttiere sandte einen flehenden Blick zum Himmel empor; das Knäblein, welches auf ihrem Schoße saß, schaute mit seinen großen klaren Augen treuherzig drein und fürchtete sich nicht.

„Wenn ihr Brot mit euch führt, so gebt uns davon", sprach Dismas, der das Tier hielt, zu Josef.

„Tor", sagte hierauf Jusuf, der Stumpfnasige, zu seinem Genossen, „alles, was da ist, gehört uns. An uns liegt es, ob wir ihnen etwas geben wollen. Des schönen Weibes willen schenke ich ihnen das Wertvollste — das Leben."

Und nun begannen sie die Säcke vom Lasttiere zu lösen; Jusuf nahm dem erschöpften Wanderer den Mantel weg, langte nach dem Tuche, welches die Frau über sich und das Kind geschlagen hatte, wie ein Schirmdach.

„Jetzt eilet hinweg! Eilet rasch hinweg!" sagte Dismas zu den armen Leuten.

„Oho!“ rief Jusuf. „Wir bleiben beisammen bis morgen, wenn der Samum streicht. Sei gegrüßt, schöne Magd, du sollst heute ruhen in unserem Hause.“

Er riß dem Dismas den Riemen aus der Hand, führte das Tier mit Mutter und Kind zwischen den Steinen hinab gegen die Höhle. Josef schaute auf die schweren Waffen der Männer und folgte mit Betrübnis, Dismas folgte widerwillig, aber er blieb nicht zurück.

Als die Schatten des Abends kamen, also, daß die gelbe Sandwüste fahl ward und der Himmel dunkel, als die Steinblöcke und Felskegel dastanden wie finstere Ungetüme, waren die Wandersleute verwahrt in den Tiefen der Höhle. Vor derselben saß das Maultier, legte sein großes Haupt in den Sand und schlief. Daneben kauerten die beiden Räuber und verzehrten, was sie jenen hatten abgenommen an Wegzehrung.

Dismas hatte einen schmalen, irdenen Krug in seinem Mantel getragen, der sorgfältig verstopft war am Hals. Als Jusuf solchen bemerkte, streckte er die Hand danach aus, entkorkte das Gefäß und goß welches von dem Inhalt in seine Gurgel hinab. Der Eigentümer hinderte ihn nicht daran, griff aber um so lebhafter zu bei den Datteln und Feigen.

„Die Gäste wollen wir ebenso redlich teilen“, sagte Jusuf. „Genosse, du sollst den Mann und das Kind haben.“

„Es sind Vater, Mutter und Kind“, antwortete Dismas, „sie gehören zusammen und wir wollen sie schonen.“

„Also ist meine Meinung nicht“, sagte Jusuf.

„Dann werde ich sie verteidigen.“

„Also wollen wir um sie ringen“, sagte Jusuf.

Denn er saß fest im Sattel seines neuen Glaubens, daß die Stärke das Recht sei. Dismas aber schwieg und wartete, bis der Genosse noch einigemale getrunken hatte aus dem irdenen Gefäß. Und als Jusuf oftmals getrunken hatte und heiter ward, sagte Dismas zu ihm: „Bruder, jetzt wäre ich gelaunt zu einem Spielchen.“



„Genosse, das ist ein guter Gedanke“, lallte Jusuf, aus seinem Sacke die Würfel holend, „um was spielen wir?“

„Um den Esel.“

Jusuf schleuderte die achteckigen Steinchen, sie fielen auf den ausgebreiteten Mantel. Der Esel war sein.

„Um was geht's aufs Zweite?“

„Um den alten Mann und den Knaben.“

Die Würfel fielen, Jusuf johlte fröhlich auf; der Gewinn war des Dismas.

Zum Dritten galt es die junge Frau, welche arglos in der Höhle schlief, an ihren Busen gedrückt das süße Kind.

Sie schleuderten die Würfel und prüften beim letzten Dämmerstrahle des Tages die Augen. Dismas hatte deren neun geworfen, Jusuf deren elf. Der Letztere stieß einen Schrei des Entzückens aus.

„Willst du nicht mehr trinken?“ fragte Dismas, die Hand nach dem Kruge ausstreckend.

„Ja, ich will noch trinken“, gröhlte der andere und riß das Gefäß wieder an sich. Er trank den Rest in einem langen Zuge aus. Hernach wollte er aufstehen und in die Höhle treten, taumelte aber auf den Sand zurück, blieb liegen und schlief ein.

Dismas blieb ein Weilchen ruhig sitzen zwischen den beiden Tieren, wovon er das vierfüßige einigermaßen für klüger und vornehmer hielt, als das zweifüßige. Dann ging er leisen Schrittes in die Höhle und weckte die drei Menschen aus dem Schlafe. Er hatte damit wohl seine Not, denn die Müdigkeit und Erschöpfung hielten ihnen die Augen schwer verschlossen, die Glieder fest gebunden. Doch gelang es ihm, sie wach und bereit zu machen zu neuem Wandern in der tiefen Nacht. Als Mutter und Kind auf dem Lasttiere saßen, sagte Dismas zu Josef, er möge sich mit der Hand enge an den Sattel halten, damit er nicht strauchle; er selbst leitete das Tier, und so zogen sie leise hinweg von der Höhle, an deren Eingang Jusuf, der Stumpfnasige, in die Betäubung seiner Völlerei versunken, ausgestreckt lag.

Die Wolken des Himmels hatten sich aufgelöst, ein sternenhelles Zelt spannte sich über die Wanderer. Eintönig trabten sie dahin; keines sprach ein Wort. Dismas war in Gedanken versunken und dabei war ihm so wohl und selig ums Herz, wie es ihm in seinem Leben bisher nie gewesen. Vergangener Tage gedachte er, da er ebenso wie dieser Knabe, im Schoße seiner Mutter gesessen, fern in der arabischen Wüste. Manch heiliges Wort der Väter trug er noch in seinem Herzen; es flackerte nur mehr wie ein Ämplein, wenn das Öl zu Ende geht. Später war er zu den Söldnern des König Herodes gegangen. Aber den römischen Hochmut konnte der freie Sohn der Wüste nicht ertragen, er floh wieder in die steinigen Öden seines Mutterlandes und weidete Herden. Dann fiel er in die Hände jenes Gesellen, dessen Sinn noch wüster war als die Wüste selbst, und der ihn mit Wort und Tat belehrte, wie man lebt von dem, was andere erwarben, und wie man, anstatt selber zu verhungern, andere für sich sterben läßt. Arglos folgte er dem redegewandten und tatbereiten Meister und mit Schrecken mußte er eines Tages innewerden



daß er weiter war, als alle Mitschüler, die er in seiner Jugend verachten gelernt. Er hatte nicht die Art, sich zu betäuben wie sein Genosse, er hörte die Anklage seines Gewissens, aber lauter als diese sprach die Stimme der Selbsterhaltung und die Verlockung der Wüstenbrüder, mit denen er sich zeitweilig verband. Allen anderen war bei ihrem räuberischen Handwerke ganz wohl zumute, allein er litt, denn er wußte, daß seine Taten mit seinem Willen nicht übereinstimmten. Oft hatte er sich vorgenommen, Umkehr zu halten, aber er war zu schwach. — Also war dieser Tag gekommen und diese Nacht, da er die arme Wanderfamilie vor großer Gefahr behütete und durch die Wüste führte.

Als sie stundenlang durch Sand gewatet, über Steine geklettert waren, leuchtete im Osten der goldene Streifen des aufgehenden Tages, und in diesem Streifen standen die dunklen Büsche und Bäume der Oase von Descheme.

Hier überließ Dismas die Wanderer ihrer sicheren Straße, um zurückzukehren zu seinem Genossen. Als er mit einem Segenswunsche für ihre weitere Reise sich wendete, traf ihn von den leuchtenden Äuglein des Knaben ein Blick, vor dem er heftig erschrak. Ein Schreck der Wonne war es. Nie bisher hatte ihn ein Kind, ein Mensch, mit so herzinnigem Auge, so dankbar, so liebreich und so treu angeblickt, als dieses Knäblein, das im Schoße des armen Weibes saß, das holde, lockige Haupt nach ihm gewendet, die Ärmchen ausgestreckt in Kreuzesform, als wollte es ihn umarmen. — Die Knie wollten ihm brechen, stöhnend, als sei ein Blitzstrahl niedergefahren an seiner Seite, mit beiden Händen den Kopf haltend, so floh er davon. Er wußte aber nicht, warum er floh, denn am liebsten wäre er hingefallen vor dieses wunderbare Kind und hätte gefleht, es begleiten zu dürfen, als Hüter auf allen Wegen. Aber wie ein Gericht war es, das ihn fortstieß von dieser Stätte und zurück in die Schauer der Wüste.

*

Dismas war nicht mehr zurückgekehrt zu seinem Genossen Jusuf. — Fast noch geblendet von dem Kindesauge, hatte er die Richtung eingeschlagen nach der Oase Scheba, um dort ein ehrliches Leben zu suchen. Doch, es ließ ihn nicht lange bleiben auf der Oase, er hatte Heimweh nach der Wüste. Er hatte seit jenem Morgen ein Menschenauge gesucht, das an Huld und Liebe gleich wäre dem Blicke des fremden Kindes. Er hatte keines gefunden. So dachte er, vielleicht finde ich es wieder in der Wüste. Daß er ein Straßenräuber nimmer sein werde, das war sein Vorsatz. In einer Höhle wollte er als Einsiedler leben, sich nähren von Heuschrecken und wildem Honig und ein Büßer sein.

In friedsamer Beschaulichkeit lebte er nun ungemessen lange dahin und jedem Pilger, der ihn aufsuchte, blickte er dürstend nach jenem wundersamen Blick vergeblich ins Auge.

Jahr um Jahr wohnte er in der Höhle, doch einmal war es, daß die Heuschrecken ausblieben und er nicht wilden Honig fand. Die Betrachtungen, wie Propheten und andere Weisen sie ihm vorgedacht, halfen nicht viel, er wurde hungrig bis zur Raserei. Und als eines Tages ein Laienbruder kam, um bei dem frommen Einsiedler Erbauung und

Trost zu suchen, tötete ihn Dismas, um die Nahrung zu nehmen, die jener bei sich getragen.

Nach dieser Untat und nach der Stillung des Hungers schrie Dismas auf, als wäre er ein Wahnsinniger geworden. Er schrie vor Schmerz über seine verlorene Seele. Er verzagte und er verzweifelte. Von einer Räuberbande hatte er gehört, die sich um einen wilden, herrischen Mann geschart hatte, die Wüste durchzog und die Karawanen anfiel. Nachdem Dismas noch mancherlei Wege gegangen war und ihn schließlich jeder immer wieder zu Raub und Mord geführt hatte, suchte er die Bande auf, um sich mit ihr zu vereinigen. Unheimliche Gesellen, wie er sie noch nie gesehen, waren da beisammen, alle erdenklichen Laster und Verbrechen verübten sie mit der Einfalt und Herzhaftigkeit eines Menschen, der gute Werke verrichtet. Ihren Hauptmann vergötterten sie, denn lieb war ihnen seine Lehre, daß alles erlaubt sei, was die Sinne verlangen und die Stärke vollbringt. Als Dismas vor den Hauptmann geführt wurde, erkannte er an ihm seinen ehemaligen Genossen Jusuf, den das Alter nur noch wüster und finsterer gemacht hatte. Der Hauptmann aber kannte ihn nicht, weil Dismas im Elende gar verkommen und gebrechlich geworden war.

Darum sagte auch der Hauptmann: „Fremdling, dich soll ich aufnehmen in meine Schar? Mit einem hinfälligen Klumpen soll ich mich beladen? Bist Du klug, willst Du Dir und anderen einen Dienst leisten, so lege Dich auf einen Stein und lasse dich verzehren von den Geiern. Denn du bist allen zur Last. Die Vögel des Himmels aber werden durch dein Fleisch gesättigt und gekräftigt sein und also nützest du der Kreatur."

Auf solche Rede sagte Dismas: „Starker Hauptmann! Ich, der Schwächling, habe eine Stärke, die du nicht hast. Auf der Oase Scheba ruht zur Zeit ein Fürst, der unermeßliche Reichtümer mit sich führt. Ich weiß Bescheid und kann Dich einweihen und Dich leiten, wie Du mit Deiner tapferen Schaar diese Beute gewinnst."

Nun nahm der Hauptmann den Fremdling auf, sättigte ihn, erwies ihm Ehren, und kurze Zeit hernach bewegte sich der Räuberzug gegen die Oase von Scheba.

Dismas dachte bei sich: Starker Hauptmann, nun wirst du bald finden, was dir gebührt. Wir alle werden finden, was uns gebührt. — Denn auf der Oase lagerten zur Zeit Legionen von römischen Soldaten. Dismas wußte um die Dinge, denen er oft nahe gewesen, aber ausgewichen war, er leitete die Bande also, daß sie in der Hoffnung, einen großen Raub zu tun, mit Mann und Hauptmann in die Gewalt der Legionen fiel.

Als der Hauptmann sah, daß er gefangen war, begann er zu rasen gegen Dismas. Solcher aber antwortete: „Was willst du denn? Bin doch auch ich gefangen. Sie sind eben die Stärkeren und werden also wohl recht haben."

„Du bist ein Spion, den die Söldner ausgesandt haben, um uns zu verderben."

„Hauptmann, da irrst Du!" sprach Dismas. „Ich bin wirklich einer der Deinen und bin zu Dir in die Schule gegangen. Solltest du mich in der Tat nicht wieder erkennen?"

„Dismas!" rief der Hauptmann nun aus.

„Ja, Dismas, den du verführt hast. Du führtest mich, den schuldlosen, vertrauenden Jüngling, einst in die Mördergrube, ich dich jetzt an das Hochgericht. Du sollst erfahren, was noch stärker ist als deine Stärke — die Gerechtigkeit."

Nach solchen Reden hätte Jusuf den Mann erdrosselt, wenn ihm nicht die Hände gebunden gewesen wären mit schweren Ketten.

Die Missetäter wurden in die Hauptstadt des Judenlandes gebracht. Dort im tiefen Kerker lag Dismas und hielt Rückschau auf sein verlorenes Leben. — Gelobt sei Gott, daß es vorüber ist! so sann er in seinem zerknirschten Gemüte. Nur e i n s, ein Einziges möchte ich noch einmal erleben von diesem unseligen, finsteren Sein, einen Augenblick! Den heiligen, trostreichen Blick jenes Knaben in der Wüste möchte ich noch einmal sehen, bevor ich sterbe . . ."

Die Raubhorde war zerstreut und an verschiedenen Orten hingerichtet worden. Die beiden Hauptpersonen wurden vorbehalten für das Osterfest.

Und als die Tage der ungesäuerten Brote kamen, ward Dismas eines Morgens aus dem Kerker geführt und hinauf zur Schädelstätte. Er wußte wohl, was es bedeutete und gab sich hin in stumpfer Hoffnungslosigkeit. Sie entblößten ihn der Kleider, warfen ihn auf den Holzbalken und schlugen ihn ans Kreuz. Als sie ihn aufrichteten, sah er, daß mit ihm noch zwei andere gekreuzigt wurden, Jusuf, der Hauptmann, und ein noch junger Mensch, den sie den Propheten, den Zauberer, und spottend den Gottessohn nannten. Jusuf wand sich am Kreuze knirschend und lästerte schreckbar verzerrten Gesichtes Erd' und Himmel, wie er es im Leben getan. — Er hing zur Linken des Propheten, Dismas zur Rechten. Der Prophet richtete sein Haupt gegen Himmel und betete für seine Feinde.

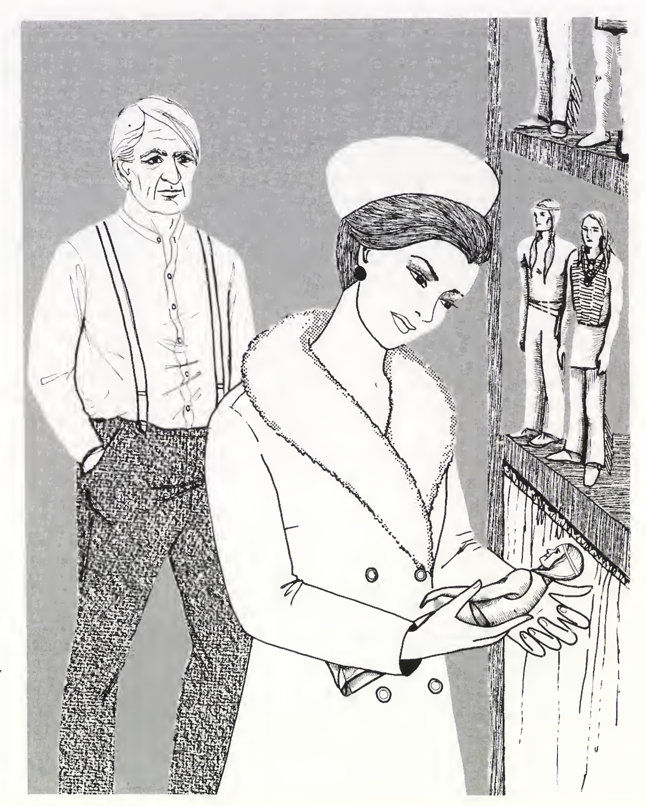
Das hörte Dismas und wendete sich nach ihm.

Der Prophet neigte sein Haupt und blickte auf den Mörder zur Rechten. Ein heißer, seliger Schauer ging durch das Herz des sterbenden Missetäters; wie der Gekreuzigte so auf ihn hinschaute, brechenden Auges, d a s w a r j e n e r u n v e r g e ß l i c h e h e i l i g e B l i c k d e s K n ä b l e i n s i n d e r W ü s t e. Dismas hub zu weinen an und rief: „Herr, Du bist vom Himmel. Gedenke mein!"

Und der zur Mitte sprach: „Heute noch wirst Du bei mir sein im Paradiese!"

Da geschah es, daß die Erde bebte, die Sonne auslosch am Himmel. Und während diese Schauer durch die Natur gingen, ist Dismas gestorben.





Das Weihnachtsgeschenk

VON DOUGLASS STEVENSON

Maria klopfte zaghaft an die schiefe in den Angeln hängende Tür. Sie überlegte noch immer angestrengt, ob es nicht einen anderen Holzschnitzer gab als den Besitzer dieses baufälligen Hauses.

Sie klopfte nochmals. Er mußte zu Hause sein, denn sie konnte durch die rußigen Vorderfenster ein trübes Licht brennen sehen. Das Haus war über hundert Jahre alt und seit jeher im Besitz der gleichen Familie. Maria sah auf die geschnitzten Fenstersimse und fragte sich, welche Generation sie wohl so verunstaltet hatte. Der Familie erging es wie dem Haus: mit jeder Generation kamen sie ein wenig mehr herunter. Ihre Familie hatte niemals viel Wert darauf gelegt, daß die Devlins Verwandte waren.

Der alte Devlin lebte jetzt allein. Doch als Maria jung war, hatte er eine beachtliche Familie. Sie konnte sich noch gut an den Zank und die Raufereien erinnern, die sie inszenierten.

Maria klopfte erneut an die Tür. Als sie so wartend dastand, wurde ihr bewußt, wie müde sie war. Sie hatte sich seit Tagen die Füße nach zwei Dingen auf ihres Sohnes Weihnachtswunschliste wundgelaufen. Plötzlich erschien es ihr albern. „Närrin“, dachte sie, „es ist absurd, daß ich meinem Jungen den Glauben an den Weihnachtsmann erhalten will. Wenn er alt genug ist, daran zu zweifeln, ist er auch alt genug, die Wahrheit zu erfahren.“ Es war ganz gut, daß der Alte nicht auf ihr Klopfen antwortete.

Sie drehte sich um und wollte gehen, doch schwere Tritte auf der Hausseite ließen sie erschreckt zusammenfahren. Eine schwere Gestalt schälte sich aus der Dunkelheit und zeichnete sich im trüben Licht ab, das durch das Fenster fiel. Über einem kantigen Kinn stach die Krempe eines Hutes hervor. Eine geknöpfte dicke wollene Strickjacke ringelte sich um des Mannes stattliche Mitte.

„Schon lange hier?“ fragte er.

„Nein, nicht sehr lange.“

„Ich war hinterm Haus Holz hakken. Kann dort nichts hören. Kommen Sie herein“, sagte er und öffnete die Haustür.

Sie folgte ihm in den spärlich möblierten Raum. Die bunt zusammengewürfelten Möbelstücke bedeckte eine dicke Staubschicht. Er

warf seinen alten speckigen Hut auf das Sofa, wo er eine Staubwolke aufwirbelte. Dann wandte er sich ihr zu und lächelte in ihr zu ihm aufblickendes Gesicht. Doch seine tiefliegenden grauen Augen lächelten nicht; sie durchbohrten sie wie gehärteter Stahl.

Sie hatte gehofft, er würde sie nicht erkennen. Sie hatte ihn ja auch noch nie zuvor von Angesicht zu Angesicht gesehen. Zwischen ihnen klaffte ein meilenweiter gesellschaftlicher Unterschied. Doch es gab keinen Zweifel, daß er wußte, wer sie war.

„Ich bin Maria Hilton", sagte sie.

„Ich weiß. Ihre tiefliegenden Augen verraten es. Braun, nicht wahr?"

Sie nickte.

„Die tiefliegenden Augen sind das Merkmal der Familie, wissen Sie."

Sie hatte es nicht gewußt. „Wirklich?" fragte sie.

„Ja. Ich weiß nicht, mit wem Sie verheiratet sind, aber Sie sind Kates Enkelin. Ich würde ihre Verwandten überall erkennen. Ihre Kinnpartie und der Bogen Ihrer Brauen sind ein unverkennbares Zeichen, es hat so etwas Aristokratisches", sagte er mit einem Anflug von Sarkasmus. Dann fuhr er fort zu erzählen. „Das war Ihres Urgroßvaters Haus. Er baute es in dem Sommer, in dem er die Prärie durchquert hatte."

„Ja, ich weiß", antwortete sie und dachte, daß sein Vorfahr, ein Pionier, wohl sein einziger Anspruch auf Achtbarkeit sei.

„Sie sind nicht sehr stolz darauf, daß Ihre Großmutter Vaters Kusine war, nicht wahr?"

„Ich kam wegen einiger Holzschnitzereien", sagte Maria, das Thema wechselnd.

„Oh, Sie haben von meinen Schnitzereien gehört", sagte er offensichtlich erfreut.

„Ja."

„Gut, kommen Sie mit nach hinten, ich werde sie Ihnen zeigen." Maria folgte ihm in den hinteren Raum. Er schaltete die Lampe ein, die an einer Schnur von der Deckenmitte herabhing. Hin und her pendelnd bestrahlte sie sein stattliches graues Haupt. Er war über fünfundsiebzig, und sein Haar war noch immer so dicht wie in seiner Jugend.

Der Fußboden war über und über mit Holzspänen bedeckt. „Ich fege nur aus, wenn das Zeug so hoch liegt, daß ich nicht mehr durchkomme. Wenn ich den Boden sauber hielte, hätte ich keine Lust zu schnitzen", er lachte leise.

Maria lächelte.

„Dort sind sie", sagte er und deutete auf einige Figuren auf einem Regal an der gegenüberliegenden Wand. Es waren etwa 30 cm große Indianerfiguren, wunderbar aus dunklem Holz geschnitzt.

Maria ging hinüber und holte eine der Figuren herunter. „Die Einzelheiten sind äußerst fein herausgearbeitet", bemerkte sie und fuhr mit dem Finger den winzigen Armmuskel entlang.

Der Alte strahlte vor Freude, als er die Reihe entlangging und ihr erklärte, welchem Stamm jede einzelne Figur angehörte.

„Einfach wunderbar. Welche Werkzeuge benutzen Sie?" fragte sie.

„Oh, nur mein Taschenmesser. Wissen Sie, es hat drei verschieden große Klingen. Mehr Werkzeuge brauche ich nicht."

Maria strich nochmals über die polierte Oberfläche. „Wie polieren Sie die Figuren?"

„Nun, wenn ich sie fertig geschnitzt habe, schmirgle ich sie gut ab und bestreiche sie mit heißem Leinsamenöl."

„Wirklich? Ich dachte, es sei ein Speziallack", sagte sie voller Bewunderung.

„Nun ja, um eine solche Politur zu erzielen, muß ich die Figuren zwanzig- bis dreißigmal einreiben, das kann ich Ihnen sagen, und es kostet genug Gelenkschmiere, um alle Wohnungen des Himmels zu polieren", lachte er.

Sie stellte die Schnitzerei zurück und wollte gerade eine andere aufheben, als er fragte: „Warum sind Sie nun eigentlich gekommen? Ich weiß doch, wenn Sie nicht irgend etwas von mir wollten, würden Sie niemals mit mir reden, geschweige denn zu so vorgerückter Stunde."

Sie fing an, sich über seine Grobheit zu ärgern.

„Sie würden einen schlechten Kartenspieler abgeben wie wir andern alle", sagte er. „Ihre Augen verraten alles."

Sie warf ihm einen schnellen Blick zu. Das ging zu weit. Sie würde sich solche Unverschämtheiten nicht gefallen lassen. Sie sah ihn nochmals an. Er war belustigt, sie hatte genau das getan, was er erwartete. Sogar ihr Kinn war vorgeschoben.

Sie lächelte und sagte gutmütig: „Ganz recht. Ich bin gekommen, um zu fragen, ob Sie nicht einige Schnitzereien für mich anfertigen könnten."

„An was dachten Sie denn?" fragte er neugierig.

„Ich möchte, daß Sie mir einen Paradiesvogel und eine gefiederte Schlange schnitzen."

„Wie bitte?"

„Einen Paradiesvogel und eine gefiederte Schlange", wierholte sie.

„Ich weiß nicht mal, wie so etwas aussieht. Wozu um alles in der Welt brauchen sie so etwas?"

„Für meinen kleinen Jungen. Er wünscht sie sich zu Weihnachten. Sehen Sie, er hat eine Sammlung prähistorischer Tiere — ein Tyrannosaurus, ein Brontosaurus, ein Triceratops . . ." sie hielt inne. Er würde sie für eine Angeberin halten.

„Dinosaurier, meine ich."

„Ja, ich weiß", entgegenete er.

„Ich bin ziemlich sicher, daß er sie sich noch aus einem anderen Grund wünscht", fuhr sie fort. „Er beginnt nämlich, an der Existenz des Weihnachtsmanns zu zweifeln."

„Du meine Güte, der kleine Rakker!" lachte er.

Sie nickte zustimmend. „Er weiß genausogut wie ich, daß man sie nicht kaufen kann."

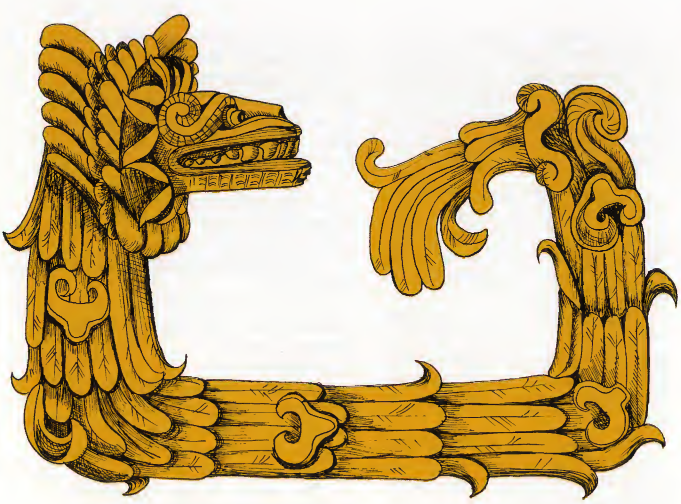
„Aber warum ausgerechnet einen Vogel? Und wie hieß das andere Tier?"

„Eine gefiederte Schlange — eine Schlange mit Federn."

„Ich kann mir noch immer nicht vorstellen, wie er auf diesen Gedanken gekommen ist", sagte er.

„Nun, wir sind letztes Jahr in Mexiko gewesen, und er hat sie dort gesehen. Es sollen die Götter oder etwas Ähnliches irgendwelcher alten Völker gewesen sein."

„Hmmm", brummte er gedankenvoll. „Ich weiß nicht, ob ich sie schnitzen kann. Da ich sie nie gesehen habe, wüßte ich gar nicht, wie ich sie schnitzen soll."



„Ich habe Bilder davon", sagte sie.

„Hier bei sich?"

„Ja, in meiner Handtasche." Sie holte zwei Postkarten hervor und gab sie ihm.

„Ach so, warum haben Sie nicht gesagt, daß sie einen Quetzalvogel und einen Quetzalcoatl wünschen?"

„Sie kennen sie?" fragte sie erstaunt.

„Natürlich, wer so viele Indianer geschnitzt hat wie ich, muß ja zwangsläufig auf Quetzalcoatl stoßen."

„Glauben Sie, daß Sie sie schnitzen können?"

Er schaute sie mit seinen stahlgrauen Augen an. „Ja", sagte er, „ich kann sie für Sie schnitzen."

„Wieviel wird das ungefähr kosten?"

„Ich wußte nicht, daß in Ihren Kreisen der Preis eine Rolle spielt", sagte er sarkastisch. Sie war aufgebracht. „Im Gegenteil", antwortete sie ihm, „bei uns haben Preise immer eine sehr große Rolle gespielt. Wir zahlen, was wir schuldig sind. Und ich bin entschlossen, Sie zu bezahlen."

Kaum waren ihr die Worte entschlüpft, da hätte sie sich am liebsten die Zunge abgebissen. Er hatte vor Jahren bankrott gemacht.

Seine Augen ließen sie jäh erschauern. Es war Zeit zu gehen. Sie hielt ihm die Hand hin und sagte mit einem warmen Lächeln: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihre Arbeit gezeigt haben. Der Besuch bei Ihnen hat mir viel Freude bereitet, aber ich muß jetzt gehen. Wenn Sie den Preis festgelegt haben, vorausgesetzt, sie wollen die Figuren schnitzen, dann rufen Sie mich doch bitte an."

Er schüttelte wortlos ihre Hand. Der Ausdruck seiner Augen hinterließ in ihr ein unbehagliches Gefühl.

Etwa zwei Wochen später läutete Marias Telefon. Es war Herr Devlin. „Der Quetzalvogel ist fertig."

„Aber Herr Devlin, Sie sollten mir zuerst den Preis nennen", sagte Maria offensichtlich überrascht.

„Ich konnte Ihnen den Preis noch nicht nennen, weil ich nicht wußte, wie lange es dauern würde, den Vogel zu schnitzen. Sie wissen ja, ich habe noch niemals etwas Derartiges geschnitzt."

„Nun gut, wieviel schulde ich Ihnen?" fragte sie ungeduldig.

„Das kann ich noch nicht sagen, ich habe ja den Quetzalcoatl noch nicht fertig."

„Das macht nichts. Ich werde Sie für den Quetzalvogel bezahlen; denken sie nicht mehr an den Quetzalcoatl", sagte sie.

„Das geht nicht", protestierte er, „ich habe den Quetzalcoatl schon halb fertig."

Maria verstummte für einige Augenblicke. Typischer Devlin-Trick, dachte sie im stillen. Wie konnte sie nur so dumm sein, zuallererst zu ihm zu gehen. Jetzt blieb ihr nichts anderes übrig, als die Schnitzereien zu nehmen und ihn zu bezahlen.

„Wann werden sie fertig sein?" fragte sie ihn.

„Deswegen rufe ich an. Ich habe keine Möglichkeit, sie Ihnen zu bringen; könnten Sie sie nicht am Weihnachtsabend hier abholen?

Sie konnte weiter nichts tun als warten. Am Weihnachtsabend brachte Maria ihren Jungen zum Weihnachtsprogramm in die Gemeinde, dann fuhr sie zu Devlins Haus. Er erwartete sie schon und öffnete augenblicklich die Tür. Auf dem Tisch standen der Quetzalvogel und der Quetzalcoatl. Sie waren nicht aus dunklem Holz wie die Indianer, sondern aus hellem goldfarbenen Holz. Die langen Schwanzfedern des Vogels waren papierdünn und feinste Filigranarbeit.

„Sie sind wunderschön! Aus welchem Holz sind sie geschnitzt?" rief Maria bewundernd und hob den Vogel hoch.

„Ahorn, Vogelaugen-Ahorn", antwortete er.

Sie besah sich die Vogelaugen. Die Holzmaserung gab ihnen einen ätherischen Ausdruck. Die Augen der Schlange hatten den gleichen Ausdruck.

„Die Augen", sagte sie. „Wie haben Sie das gemacht?"

„Sie mögen sie?" fragte er lächelnd.

„Ja, sehr!"

„Warten Sie, ich werde Ihnen zeigen, was ich für mich geschnitzt habe." Er ging in den hinteren Raum und kehrte mit einer Indianerfigur zurück. Das Antlitz des Indianers war nach oben gekehrt und die Arme gen Himmel emporgestreckt. Der Alte hatte ihn aus dem gleichen goldfarbenen Holz geschnitzt. Auch seine Augen hatten den ätherischen Ausdruck.

„Er betet", sagte sie.

„Ja." Und sie scharf beobachtend sagte der Alte: „Er betet den echten Quetzalcoatl an."

„Sie kennen die Legende von Quetzalcoatl?" fragte sie.

„Ja", antwortete er. „Was glauben Sie, wer er war?"

„Nun ja, als wir in Mexiko waren, sagte unser Führer, daß es wahr-

scheinlich ein gestrandeter Matrose war. Während er sich ein neues Schiff baute, hat er den Eingeborenen vielerlei Neues gelehrt."

„Es gibt noch eine andere Darstellung", sagte der Alte. „Darin heißt es, daß Quetzalcoatls Hände und Füße durchbohrt waren und er eine Wunde in seiner Seite hatte."

Sie schaute in die sanften grauen Augen des Alten.

„So", sagte sie und blickte auf ihre Handtasche, „was muß ich zahlen?"

„Ich habe daran gearbeitet, seit Sie das erste Mal hier waren. Das wäre beim niedrigsten Satz etwa ein Monatsgehalt." Er sah sie verschmitzt an.

Entgeistert schaute sie ihn an. „Ich hatte erwartet, daß sie mich anrufen, bevor Sie mit der Arbeit beginnen. Ich denke, ich hatte deutlich genug gesagt, daß ich nur Spielzeug wünschte. Wenn Sie zum Beispiel Balsaholz genommen hätten, dann hätten Sie die Figuren in einigen Stunden schnitzen können."

„Balsaholz!" schnaubte er. „Ich sollte so etwas aus Balsaholz schnitzen?"

„Es tut mir leid", sagte Maria verzagt. „Ich fürchte nur, ich kann Sie nicht bezahlen."

„Oh, Sie können mich schon bezahlen."

Sie hätte es wissen müssen. Die Devlins hatten ihre Familie immer für wohlhabend gehalten. Sie hatte sich zweifellos in eine mißliche Lage gebracht.

„Ich kann Ihnen nicht gleich alles auf einmal bezahlen", sagte sie. „Möchten sie, . . . möchten sie, daß ich Ihnen Weihnachten etwas bezahle?"

„Natürlich, diesen Weihnachten und jeden weiteren", sagte er und kramte in einigen alten Papieren. Er fand eine Tüte, suchte aber noch weiter.

Ich werde mein Leben lang in seiner Schuld stehen, dachte Maria, als sie ihr Scheckheft hervorholte. Ihr Bankkonto war ziemlich klein.

Der Alte steckte die Schnitzereien in die Tüte und gab ihn ihr. Dann sah er ihr offenes Scheckheft. „Sie können mich nicht mit den paar lumpigen Pfennigen bezahlen, die Sie auf Ihrem Konto haben", sagte er verächtlich.

„Können sie das nicht verstehen? Ich gebe ihnen meine Kunstwerke — einen Teil meiner selbst — das einzig Anständige und Schöne in meinem ganzen Leben!"

„Wie soll ich Sie aber dann bezahlen?" fragte Maria verzweifelt; sie fühlte sich wie ein Vogel im Käfig.

Er gab ihr darauf keine Antwort. Statt dessen öffnete er die Haustür. „Fröhliche Weihnacht", sagte er barsch.

Sie zögerte.

Er las ihre Gedanken und fügte hinzu: „Die Rechnung schicke ich nach."

Verwirrt fuhr sie nach Hause. Dort öffnete sie, noch immer betäubt, den Sack. Sie fand einen Zettel darin, zog ihn heraus und las: „Ich habe mein ganzes Können darauf verwandt, einem kleinen Jungen den Weihnachtsglauben zu erhalten. Zahlen Sie Ihre Schuld ab, indem Sie das gleiche tun."

Maria stand einige Augenblicke lang völlig erstarrt und sah auf den Zettel. „Hatte er sich die ganze Zeit mit dem Gedanken getragen, ihnen die Figuren zu schenken?"

Die Stille des Abends wurde von den leisen Klängen der Weihnachtssänger unterbrochen. Sie ging zur Tür und öffnete sie sacht.



Von der Präsidierenden Bischofschaft

SIE sind der Führer der jungen Männer

● An einigen Stellen auf der Welt gibt es Männer, die sich ihren Lebensunterhalt als Führer auf Großwildjagden verdienen.
Sie beraten und führen Menschen, die gerne Jagdtrophäen gewinnen möchten, wie sie nur noch in bestimmten Gebieten zu finden sind. Erfahrene Jäger und auch Neulinge bedienen sich ihrer Hilfe. Ein erfolgreicher Führer läßt den Jäger alles tun, was er selbst gefahrlos tun kann — das Spurensuchen, das Anpirschen, das Erlegen. Er hat nur den Auftrag, dem Jäger notfalls zu helfen und ihn dazu zu bringen, daß er aus eigener Anstrengung ein erinnerungswertes Erlebnis hat.

Wer gerne ein erfolgreicher Führer der Männer im Priestertum sein will, täte gut daran, sich den Auftrag des Großwildführers bei der Durchführung seiner Führungsaufgabe vor Augen zu halten.

Die Priestertumsführer sollen für den jungen Mann, der sich auf das Leben als Erwachsener vorbereitet, nichts tun, was er selbst tun kann.

Der Träger des Aaronischen Priestertums braucht eine Gelegenheit, sich selbst zu entdecken und sich selbst zu lenken, sofern er es gefahrlos tun kann. Nur auf diese Weise kann er sich zu einem starken Mitglied des Melchisedekischen Priestertums entwickeln.

Wenn ein junger Mann das Aaronische Priestertum empfängt, soll er erkennen, daß er sich dadurch von allen anderen jungen Männern unterscheidet, die nicht das Priestertum Gottes tragen. Der Priestertumsführer soll diese Tatsache hervorheben, besonders wenn ein junger Mann eben erst das Priestertum empfangen hat. Dieser Unterschied soll aber auch immer wieder von neuem betont werden. Es ist so wichtig, daß die jungen Männer im Aaronischen Priestertum sich mit dem neuen „Leitbild", daß sie durch die Übertragung des Aaronischen Priestertums bekommen haben, ganz vertraut machen.

Der Führer des Aaronischen Priestertums soll sich hauptsächlich damit befassen, den jungen Männern zu helfen, daß sie möglichst tätig sind, und zwar in dem Amt des Priestertums, das sie innehaben.
Das bedeutet, daß der Priestertumsführer an die jungen Männer glauben muß und ihnen helfen soll, an sich selbst zu glauben.

So wie jeder Großwildjäger von den körperlichen Fähigkeiten und den Jagdeigenschaften seiner Gäste Kenntnis haben muß, soll auch der Priestertumsleiter alles über seine jungen Männer wissen. Er wird sie besuchen müssen, mit ihnen über ihre Lieblingsbeschäftigungen sprechen, etwas über ihre Schultätigkeit in Erfahrung bringen und herausfinden, was sie über ihre Tätigkeit in der Kirche denken. Er soll imstande sein, jedem jungen Mann zu einem Erfolg zu gratulieren oder ihm Mut zuzusprechen, wenn er Fehlschläge erlitten hat und daraus lernen könnte.

Jeder Führer soll erkennen, daß ein Neuling im Priestertum, ein zwölfjähriger Diakon, weniger selbstsicher, dafür aber mehr bereit ist, Führung anzunehmen, als ein siebzehnjähriger Priester. Er soll sich über die Eigenschaften und Bedürfnisse der jungen Männer in jeder Altersgruppe unterrichten, so daß er mit jedem vernünftig und erfolgreich umgehen kann.

Der Priestertumsführer darf von diesen jungen Männern nicht mehr erwarten — aber auch nicht weniger —, als sie zu leisten imstande sind. Er muß ihnen reichlich Gelegenheit geben, ihre Probleme durchzudenken und zu eigenen Schlußfolgerungen und Überzeugungen zu gelangen.

Der erfolgreiche Priestertumsberater wird bei der Beurteilung der jungen Männer und ihrer Tätigkeit vor allem einen Maßstab anlegen.
Er ist in dem einen Wort „Warum?" enthalten. Es kommt nicht so sehr darauf an, was der junge Mann sagt, glaubt oder tut, als vielmehr auf den Grund, w a r u m der junge Mann so handelt oder reagiert. Der erfolgreiche Berater sucht nach den Beweggründen. Er läßt sich nicht durch die oberflächlichen Symptome des jungen Mannes in die Irre führen.

Wenn der Berater erfahren möchte, welches die Beweggründe des jungen Mannes sind, muß er ein guter Zuhörer werden. Der junge Mann findet sehr leicht heraus, ob der Führer fähig ist und ihm auch helfen will, so daß er wachsen kann und für seine Fehler Buße tut und sein Zeugnis stärkt, oder ob der Führer ihn vorschnell tadeln wird, bevor er noch über seine Gefühle sprechen oder um Hilfe bitten kann.

Das bedeutet nicht, daß der Berater auf jeden Fall die Haltung oder die Handlungsweise des jungen Mannes billigen muß. Es bedeutet vielmehr, daß der junge Mann die Anteilnahme und das Verständnis seines Führers spüren und ihn als Freund und Helfer betrachten können muß. Der große Franzose Pascal hatte einen Leitspruch, den niemand vergessen darf, der Menschen in Erkenntnis und Glauben unterrichten will. Er lautet: „Wen könnte ich lehren als nur meine Freunde?"

Im allgemeinen ist sich der junge Mann ganz darüber im klaren, was recht ist und was unrecht.
Seine große Schwierigkeit liegt darin, die Grundsätze des Evangeliums im eigenen Leben anzuwenden. Allzuoft wird der Fehler gemacht anzunehmen, daß verstandesmäßige Kenntnis und die Annahme der Grundsätze der Rechtschaffenheit auch ihre Anwendung im Leben garantieren.

Der Priestertumsführer soll daher geduldig zuhören, wenn der junge Mann über sein Leben spricht.
Wenn er ernstliche Schwierigkeiten hat, soll er ihm helfen, sie herauszustellen, so daß sie betrachtet und

DER kleine STERN

KINDERBEILAGE FÜR DEZEMBER 1967

Der verlorene Schnurrkasten

VON BLANCHE BOSHINSKI

Murrli Mutz wußte nicht, daß es ein Tag vor Weihnachten war.

Sie wußte auch nicht, daß sie als Überraschung gedacht war und im Keller versteckt bleiben sollte.

Murrli Mutz wußte nur, daß sie traurig war. Ihre Katzenmama war nicht bei ihr. Ihre Brüder und Schwestern waren auch nicht zu diesem großen Haus mit den fremden, neuen Gerüchen gekommen. Sie hatte ihren Schnurrkasten verloren. Sie konnte nicht schnurren.

„Vielleicht habe ich ihn verloren, als ich heute abend mit der Dame durchs Haus kam", sagte sie zu sich. „Ich muß ihn auf der Stelle suchen gehen."

Sie kroch aus dem Karton mit der weichen rosa Decke und lief die Treppe hinauf zur Küche.

Durch die offene Tür hörte sie ein bekanntes Geräusch. Das war vielleicht ihr Schnurrkasten. Es machte Brzzzzz und dann schrrrrrr. Brzzzzz schrrrrrr.

Langsam ging Murrli Mutz durch die Tür und schlich den dicken Teppich entlang.

„Es ist im Bett", sagte sie zu sich. Sie krallte sich mit ihren kleinen Pfoten in die Decke und kletterte hoch.

Brzzzzz schrrrrrr.

Oh, das war ein lauter Schnurrkasten. Als sich Murrli Mutz näher heranschlich, ging es unter der Decke hoch und nieder, hoch und nieder. Die Katze wollte sich zu der Stelle bewegen, wo das Geräusch herkam, doch dann wurde die Decke hochgeschlagen, und der Mann drehte sich auf die andere Seite.

Murrli Mutz schlug zwei Purzelbäume, als sie vom Bett heruntersprang. Sie rollte sich unter der Kommode zu einem Ball zusammen und zitterte.

„Ich werde nie mehr glücklich sein ohne meinen Schnurrkasten", miaute sie ganz leise.

Als dann die Morgendämmerung auf Zehenspitzen — wie auf Katzenpfoten — in das Schlafzimmer kam, spitzte Murrli Mutz vor Freude die Ohren. Da war noch ein Schnurrkasten in der Nähe, und zwar auf der anderen Seite des Flurs. Schnell stürzte Murrli Mutz in das nächste Zimmer. Das Schnurren kam von einem kleinen Tisch neben Tante



Susannes Bett. Gerade als sich die Katze streckte, um seinen Schnurrkasten zu holen, drehte sich Tante Susanne um und drückte auf einen Knopf.

„Warum habe ich den Wecker für heute morgen gestellt?" fragte sie schläfrig. „Ach ja, das Hähnchen. Ich muß das Hähnchen in die Röhre stellen."

Tante Susanne trat beinahe auf Murrli Mutz, als sie nach ihren Hausschuhen suchte.

Arme Murrli Mutz!

Wäre sie doch lieber im Keller auf der weichen rosa Decke geblieben. Sie suchte nach der Treppe, die hinunterführte, als ein lautes Surren zu hören war. Sie sprang zur Seite, stellte den Schwanz auf, machte einen Buckel und fauchte.

Das wäre ein zu großer Schnurrkasten für mich, dachte die Katze, als sie sich hinter dem Stuhl versteckte.

Klein Sissy, Willi und Andrea kamen durchs Zimmer gelaufen und nahmen den Telefonhörer ab.

„Es ist Großmama", riefen sie. „Sie hat angerufen, um uns frohe Weihnachten zu wünschen. Frohe Weihnachten, Großmama", riefen sie alle in den Hörer.

Dann riefen sie laut: „Frohe Weihnachten, Mama und Papa! Frohe Weihnachten für alle."

Murrli Mutz hatte noch nie so viel Schreien und Umherrennen erlebt.

Leise schlich sie in ein Zimmer und versteckte sich zwischen einem Stapel weißer und roter Päckchen.

„Hatzi!" sagte sie, als sie einen immergrünen Zweig mit Flitter an die Nase bekam.

Murrli Mutz war gerade zwischen zwei Päckchen mit roten Schleifen gekrochen, als die ganze Kinderschar

hereinkam und sich rund herum auf den Boden setzte.

Plötzlich kam ein großes Stück Seidenpapier auf das Kätzchen herab, dann ein grünes Band und danach silbernes Einwickelpapier. Still hockte die Katze unter dem wachsenden Berg von Einwickelpapier.

Murrli Mutz zitterte. Sie legte die kleinen weißen Pfoten unter ihr Kinn. Ein Auge ließ sie immer auf- und zugehen, auf und zu, ein wenig auf und zu . . .

Als nächstes vernahm Murrli Mutz um sich herum ein Rascheln und Knistern. Sie wurde zusammen mit einem Arm voll Papier hochgehoben.

„Ich werde alles hinausbringen", sagte Willi ganz nahe am Ohr des Kätzchens.

Murrli Mutz hatte ihren Schnurrkasten verloren, aber miauen konnte sie noch. Das tat sie in voller Lautstärke.

„Miau!" schrie sie.

„Was ist das?" fragte Willi, als er vor Überraschung das Papier fallen ließ.

„Wo ist es?" fragte Andrea.

„Hier", sagte Sissy, als sie Murrli Mutz mitten in dem weichen Papier sah..

„Das war eure Überraschung für den Nachmittag", lachte die Mutter.

„Wahrscheinlich konnte Murrli Mutz nicht so lange warten", sagte der Vater.

„Ich habe wieder eine Familie", dachte Murrli Mutz, als sie sich an Sissys Arm schmiegte, und Willi und Andrea streichelten sie.

Dann plötzlich, als sie die Pfoten sanft an Sissys Arme drückte, fühlte sie ein Kitzeln in der Kehle. Es war sehr sacht, aber es wurde immer stärker.

Murrli Mutz lachte leise in sich hinein. „Ich war eine Nachmittagsüberraschung für meine Familie, aber ich habe mich selbst auch überrascht. Ich habe gedacht, daß ich einen Schnurrkasten brauche, um glücklich zu sein. Aber wenn ich glücklich bin, ist mein Schnurrkasten hier in mir selbst."

„Frohe Weihnachten", flüsterte Klein Sissy in Murrli Mutzens Ohr.

„Gleichfalls", schnurrte das Kätzchen.



Die Korngarbe

von Bernadine Beatie

Es war Heiliger Abend. Der kleine Mike war zu Hause und saß am Fenster. Er schaute auf die Landstraße nach Westen. In der Ferne konnte er gerade noch das Licht von der Tankstelle des alten Mike durch das Schneegestöber schimmern sehen. Vor jedem Haus auf beiden Seiten der Landstraße stand ein hoher Pfahl, an dem eine Korngarbe befestigt war.

„Mama", rief der kleine Mike. „Darf ich zu Großvater gehen?"

„Du willst bloß wieder Großvaters Weihnachtsgeschichte hören." Die Mutter kam zu Mike und stellte sich neben ihn. „Manchmal meine ich, daß wir alle die Korngarben nur aufhängen, damit sich Großvater freut."

„Nein", entgegenete Mike, „für die Vögel und für Olaf."

„Hm!" sagte die Mutter. „Jeder außer deinem Großvater weiß, daß Olaf schon lange tot ist. Niemand hätte den Sturm damals überleben können."

Mike glaubte, daß Mama recht hatte, aber es war schade. Großvater wollte einen besseren Schluß für seine Weihnachtsgeschichte — ein Happy End —, und das wollte Mike auch.

„Nun, geh' hin, wenn du willst", sagte die Mutter. „Aber ihr müßt rechtzeitig Schluß machen, so daß du um zehn Uhr zu Hause bist."

Mike erreichte gerade die Tankstelle, als ein breiter Wagen die Auffahrt heraufgefahren kam. Ein großer Mann stieg aus. Er trug eine gutgeschnittene dunkelblaue Uniform und eine Schirmmütze, die ganz mit Goldborte besetzt war. Er war von kräftiger Statur, und seine Gestalt hob sich gegen die schneebedeckte Prärie ab. Mikes Augen wurden groß, als er hörte, wie sein Großvater den Herrn mit „Kapitän" anredete. Mike hatte noch nie einen Kapitän gesehen.

„Erzählen Sie mir", bat der Fremde, „warum vor den Häusern Korngarben hängen."

Der alte Mike sagte stolz erfreut: „Haben Sie Zeit, sich eine Geschichte anzuhören?"

„Für eine Geschichte ist immer Zeit", erwiderte der Seemann.

„Kommen Sie herein", sagte Großvater, „hier ist es warm."

Der Fremde schüttelte den Kopf, als Großvater ihm einen Stuhl in der Nähe des kleinen, zischenden Ofens anbot. Statt dessen zog er seine Mütze tief ins Gesicht und setzte sich in eine dämmrige Ecke des kleinen Zimmers. Großvater ließ sich auf seinem Stammplatz neben dem Ofen nieder. Mike saß bei ihm und hoffte, daß kein Kunde kommen und das Erzählen der Geschichte unterbrechen würde.

„Es war einmal vor vielen Jahren", begann Großvater, „da lebten ein Farmer und seine Frau, und die hatten Kinder gern. Die Jahre vergingen, und als ihr Heim nicht mit Kindern gesegnet wurde, fingen sie an, für heimatlose Jungen zu sorgen, die ihres Weges kamen. Und davon gab es viele, denn es war in der großen Notzeit,



als Hunger im Land herrschte. Zuerst wurde ein Junge aufgenommen, dann noch einer und so fort, bis alle Räume im Farmhaus mit heimatlosen Jungen besetzt waren. Es waren rauhe Burschen, grob und wild. Der Farmer half ihnen immer aus der Klemme, wenn sie in der Schule oder in der Stadt in Schwierigkeiten geraten waren. Viele Leute in der Umgebung sagten, daß der Farmer die Jungen nur fürs Gefängnis aufzog. Vielleicht hatten sie recht — es war wirklich eine wilde Horde Jungen.

Dann gesellte sich an einem Frühlingstag ein Junge zu ihnen, der ganz anders geartet war. Er war groß. Sein Haar hatte die Farbe von reifem Weizen. Olaf Jensen gab er als seinen Namen an. Er kam aus einem fernen Land auf der anderen Seite des Ozeans, und er war so stark wie ein Bär. Dennoch hatte er etwas fremdartig Sanftes und Freundliches an sich. Die von ihm gepflanzten Blumen blühten schneller als andere. Vögel sangen, wenn er in der Nähe war, und das störrischste Biest beruhigte sich gleich, wenn es Olafs Stimme hörte."

Der kleine Mike sah auf, denn er wußte, daß Großvater an dieser Stelle eine Pause einlegen würde — das tat er immer. Er wußte auch, daß ein abwesender Blick in den Augen des alten Mike war, so als höre er Olafs Stimme.

„Ja", ermunterte der große Fremde ihn sacht.

„Die Jungen mochten Olaf nicht leiden", fuhr Großvater fort. „Er war anders als sie, und manchmal sagte er etwas in einer fremden Sprache. Die anderen Jungen spürten auch, daß der alte Farmer und seine Frau etwas für Olaf empfanden, was sie für sie nicht übrig hatten, und deshalb wurden die anderen Jungen eifersüchtig. Wenn der Farmer und seine Frau nicht da waren, quälten sie Olaf und taten ihm alle Gemeinheiten an, die ihnen nur in den Sinn kamen. Der Anführer war ein Bursche namens Mike.

Darunter litt Olaf, der alle Lebewesen mit Liebe betrachtete."

Der kleine Mike rückte mit seinem Stuhl etwas näher an den Ofen. Er wunderte sich, daß Großvater einmal jener junge Mike in der Geschichte gewesen war — wild und rauh.

„Warum wehrte sich denn Olaf nicht?" fragte der Fremde aus der Dämmerung.



„Er tat es eines Tages. Es war Heiliger Abend. Es lag Schnee und war kalt, so ungefähr wie heute. Olaf hatte eine Korngarbe an einem Pfahl befestigt und rammte ihn fünfzig Meter vom Haus entfernt in den Boden.

‚Für die Vögel', sagte er. ‚Das ist eine Sitte in meinem Heimatland.'

Die Jungen lachten ihn aus, rissen den Pfahl um und zerstreuten das Korn. Olaf stellte den Pfahl mit Korn immer wieder neu auf. Nach einer Zeit verloren die Jungen die Lust an diesem Spiel und ließen den Pfahl stehen. Als Mike jedoch später einen Vogel um das Korn flattern sah, nahm er eine Schleuder und tötete den Vogel. Olaf sah es. Er kam herbeigelaufen und berührte den Vogel liebevoll. Dann drehte er sich zu Mike um. Seine Augen sprühten wie Feuer vor Zorn. Er riß Mike zu Boden und fiel über ihn her.

Die anderen Jungen waren über Olafs Wut und Heftigkeit entsetzt und wollten ihn zurückreißen.

‚Hör auf! Du wirst ihn töten', rief einer der Jungen.

Wut und Ärger wichen aus Olafs Augen. Er stand auf, und sein Gesicht zeigte eine tiefe Traurigkeit. ‚Ich gehe jetzt', sagte er sacht. ‚Ich bringe nur Unglück an diesen Ort. Mir ist elend zumute. Wenn es anders wird, komme ich vielleicht zurück.' Olaf knöpfte seine Jacke zu und verschwand in dem Schneegestöber.

Die Jungen waren angsterfüllt, da sich das Schneegestöber zu einem Schneesturm entwickelte. 35 km waren es bis zu der nächsten Ortschaft. Olaf würde sicher sterben! Sie gingen zum Farmer und erzählten ihm alles.

Der Farmer stand aufrecht da. ‚Was habe ich falsch gemacht mit euch, meine Jungen?" Und er sattelte ein Pferd und ritt in den Schneesturm, um nach Olaf zu suchen.

Die Dunkelheit kam, und er war noch nicht zurück. Die Jungen sattelten die Pferde und ritten hintereinander in den Schneesturm hinaus. Sie riefen sich fortwährend etwas zu, damit keiner aus der Kette verloren gehen würde. Nach mehreren Stunden fanden sie den Farmer. Er war vom Pferd gefallen und schon halb im Schnee begraben. Sie wickelten ihn in ihre Mäntel und trugen ihn zu einem Holzverschlag. Der alte Mann hatte aber starkes Fieber bekommen, und ohne Medizin und warmes Essen



würde er sicherlich sterben.

Die Jungen losten aus, wer Hilfe holen würde. Das Los fiel auf Mike. Er ritt los und zog seine Mütze tief ins Gesicht. Nach kurzer Zeit hatte er in der Dunkelheit der Schneelandschaft die Orientierung verloren. Er ritt trotzdem weiter und hoffte, daß das Pferd den Weg nach Hause kannte. Plötzlich scheute das Pferd wegen eines unbekannten Geräusches, und Mike fiel zu Boden. Er griff nach den Zügeln, aber das Pferd war weg. Er stand auf und stolperte vorwärts. Er betete — er, der noch niemals gebetet hatte — um Kraft, damit er seinen Freunden und dem alten Farmer, der ihnen allen geholfen hatte, Hilfe bringen könnte. Nachdem er lange Zeit gegangen war, merkte er, wie ihn seine Kräfte verließen. Er stolperte und fiel hin. Da stießen seine Hände an etwas, und zwar einen Pfahl, der aus dem Schnee herausragte. Oben war eine Korngarbe befestigt. Olafs Pfahl! Und durch Olafs Pfahl wurde das Leben des alten Farmers gerettet, denn Mike fand das Farmhaus, von wo Hilfe geschickt wurde."

„Was geschah mit den anderen Jungen?" fragte der Fremde.

Großvater schien noch zu sehr in Gedanken zu sein, um zu antworten. Deshalb fuhr der kleine Mike mit der Geschichte fort. „Sie änderten sich danach. Sie kamen zur Ruhe und versuchten, dem alten Farmer gute Söhne zu sein. Die meisten von ihnen wohnen noch in der Nähe, mit vielen Söhnen und Töchtern."

„Das ist der Grund für die Korngarben", beendete Großvater die Geschichte.

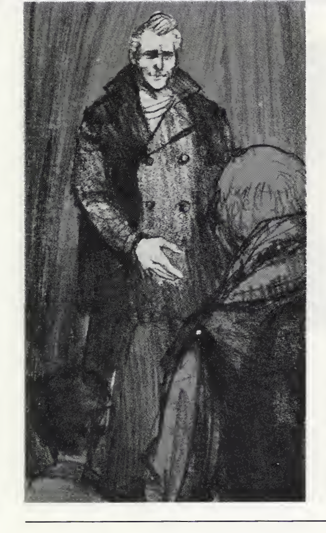
„So, und von Olaf wurde keine Spur gefunden?" fragte der Fremde.

„Nein", sagte der kleine Mike. „Das ist der Teil der Geschichte, den ich nicht mag — nämlich den Schluß."

Der Fremde lachte leise. „Wie sollte sie denn enden?"

„Olaf soll zurückkommen!" sagte der kleine Mike. „Er soll zurückkommen und sehen, daß er kein Unglück gebracht hat, sondern daß sich die Jungen seinetwegen gebessert haben!" seufzte Mike. „Weihnachtsgeschichten sollten ein glückliches Ende haben."

Der Fremde stand auf und schob seine Mütze nach hinten. Es schien, als ob er den Raum füllte. Sein Haar war schneeweiß, aber das helle Licht



der Deckenbeleuchtung ließ sein Haar wie reifen Weizen leuchten.

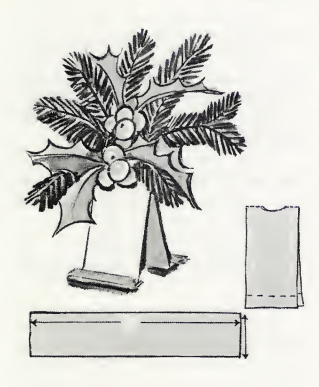
Die Augen des kleinen Mike wurden groß, und das einzige, was man im Raum hörte, war das leise Zischen des Gasofens. Dann ging Großvater auf den Fremden zu. Aus seinem Gesicht strahlte es wie ein erfüllter Traum, als er dem Kapitän die Hand entgegenstreckte.

„Olaf — Olaf!" flüsterte Großvater.

Sehr leise schlich der kleine Mike aus dem Raum. Irgendwie war es wohl besser, wenn die beiden alten Männer die Geschichte allein beendeten. Aber er lächelte voll Freude und bewahrte das glückliche Ende in seinem Herzen.

ETWAS ZUM BASTELN

Tischkarten



Fertigt diese Tischkarten für das Essen am Heiligen Abend an oder für eine besondere Feier an einem der Weihnachtsfesttage.

Nehmt einen Streifen hellen Zeichenkarton, ungefähr 12 cm lang und 3 cm breit. Er kann rot oder grün angemalt werden. Knickt dann jeden Streifen in die Hälfte, und schneidet ein Loch in die Mitte des Knicks. Die beiden Enden knickt man dann nach außen um, wie die Abbildung zeigt.

Jetzt haben wir einen Ständer für kleine immergrüne Zweige. (Ihr könnt vom Weihnachtsbaum hinten kleine Äste verwenden oder kleine Zweige, die von der Ausschmückung des Zimmers übrig sind. Kleine Zweige der Stechpalme [Hülse, Ilex] sehen auch sehr hübsch aus.)

Die Ständer können unten mit Pappe verstärkt werden.

HANS CHRISTIAN ANDERSEN

DER STANDHAFTE ZINNSOLDAT

Es waren einmal fünfundzwanzig Zinnsoldaten, die waren alle Brüder, denn sie waren aus einem alten zinnernen Löffel gemacht worden. Das Gewehr hielten sie im Arm und das Gesicht geradeaus; rot und blau, überaus herrlich war die Uniform; das allererste, was sie in dieser Welt hörten, als der Deckel von der Schachtel genommen wurde, in der sie lagen, was das Wort „Zinnsoldaten!" Das rief ein kleiner Knabe und klatschte in die Hände; er hatte sie erhalten, denn es war sein Geburtstag, und er stellte sie nun auf dem Tische auf. Der eine Soldat glich dem andern leibhaft, nur ein einziger war etwas verschieden; er hatte nur ein Bein, denn er war zuletzt gegossen worden, und da war nicht mehr Zinn genug da; doch stand er ebenso fest auf seinem einen Bein wie die andern auf ihren zweien, und gerade er war es, der sich bemerkbar machte.

Auf dem Tisch, auf dem sie aufgestellt wurden, stand vieles andere Spielzeug; aber das, was am meisten in die Augen fiel, war ein niedliches Schloß von Papier, durch die kleinen Fenster konnte man gerade in die Säle hineinsehen. Draußen vor ihm standen kleine Bäume rings um einen kleinen Spiegel, der wie ein kleiner See aussehen sollte. Schwäne von Wachs schwammen darauf und spiegelten sich. Das war alles niedlich, aber das niedlichste war doch ein kleines Mädchen, das mitten in der offenen Schloßtür stand; sie war auch aus Papier ausgeschnitten, aber sie hatte ein schönes Kleid und ein kleines, schmales, blaues Band über den Schultern, gerade wie eine Schärpe; mitten in dieser saß ein glänzender Stern, gerade so groß wie ihr ganzes Gesicht.

Das kleine Mädchen streckte seine beiden Arme aus, denn es war eine Tänzerin, und dann hob es das eine Bein so hoch empor, daß der Zinnsoldat es durchaus nicht finden konnte und glaubte, daß es gerade wie er nur ein Bein habe.

‚Das wäre eine Frau für mich', dachte er, ‚aber sie ist etwas vornehm, sie wohnt in einem Schlosse, ich habe nur eine Schachtel, und da sind wir fünfundzwanzig darin, das ist kein Ort für sie, doch ich muß suchen, Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen!' Und dann legte er sich, so lang er war, hinter eine Schnupftabakdose, die auf dem Tische stand. Da konnte er recht die kleine, feine Dame betrachten, die fort-



fuhr auf einem Bein zu stehen, ohne umzufallen.

Als es Abend wurde, kamen alle die andern Zinnsoldaten in ihre Schachtel, und die Leute im Hause gingen zu Bette. Nun fing das Spielzeug an zu spielen, sowohl ‚Es kommt Besuch'! als auch ‚Krieg führen' und ‚Ball geben'; die Zinnsoldaten rasselten in der Schachtel, denn sie wollten mit dabei sein, aber sie konnten den Deckel nicht aufheben. Der Nußknacker schoß Purzelbäume, und der Griffel belustigte sich auf der Tafel; es war ein Lärm, daß der Kanarienvogel davon erwachte und anfing mitzusprechen, und zwar in Versen. Die beiden einzigen, die sich nicht von der Stelle bewegten, waren der Zinnsoldat und die Tänzerin; sie hielt sich gerade auf der Zehenspitze und beide Arme ausgestreckt; er war ebenso standhaft auf seinem einen Beine; seine Augen wandte er keinen Augenblick von ihr weg.

Nun schlug die Uhr zwölf, und klatsch, da sprang der Deckel von der Schnupftabaksdose auf, aber da war kein Tabak darin, nein, sondern ein kleiner, schwarzer Kobold.

Das war ein Kunststück!

„Zinnsoldat", sagte der Kobold, „halte deine Augen im Zaum!"

Aber der Zinnsoldat tat, als ob er es nicht hörte.

„Ja, warte nur bis morgen!" sagte der Kobold.

Als es nun Morgen wurde und die Kinder aufstanden, wurde der Zinnsoldat in das Fenster gestellt, und war es nun der Kobold oder der Zugwind, auf einmal flog das Fenster zu, und der Soldat stürzte drei Stockwerke tief hinunter.

Das war eine schreckliche Fahrt. Er streckte das Bein gerade in die

Höhe und blieb auf der Helmspitze mit dem Bajonett abwärts zwischen den Pflastersteinen stecken.

Das Dienstmädchen und der kleine Knabe kamen sogleich hinunter, um zu suchen; aber obgleich sie nahe daran waren, auf ihn zu treten, so konnten sie ihn doch nicht erblicken. Hätte der Zinnsoldat gerufen: ‚Hier bin ich!', so hätten sie ihn wohl gefunden, aber er fand es nicht passend, laut zu schreien, weil er in Uniform war.

Nun fing es an zu regnen; die Tropfen fielen immer dichter, es ward ein ordentlicher Platzregen; als der zu Ende war, kamen zwei Straßenjungen vorbei.

„Sieh du!" sagte der eine, „da liegt ein Zinnsoldat! Der soll hinaus und segeln!"

Sie machten ein Boot aus einer Zeitung, setzten den Soldaten mitten hinein, und nun segelte er den Rinnstein hinunter; beide Knaben liefen nebenher und klatschten in die Hände. Was schlugen da für Wellen in dem Rinnstein, und welcher Strom war da! Ja, der Regen hatte aber auch geströmt. Das Papierboot schaukelte auf und nieder, mitunter drehte es sich so geschwind, daß der Zinnsoldat bebte; aber er blieb standhaft, verzog keine Miene, sah geradeaus und hielt das Gewehr im Arm.

Mit einem Male trieb das Boot unter eine lange Rinnsteinbrücke; da wurde es gerade so dunkel, als wäre er in seiner Schachtel.

‚Wohin mag ich nun kommen?' dachte er. ‚Ja, ja, das ist des Kobolds Schuld! Ach, säße doch das kleine Mädchen hier im Boote, da könnte es meinetwegen noch einmal so dunkel sein!'

Da kam plötzlich eine große Wasserratte, die unter der Rinnstein-



brücke wohnte.

„Hast du einen Paß?“ fragte die Ratte. „Her mit dem Passe!“

Aber der Zinnsoldat schwieg still und hielt das Gewehr noch fester.

Das Boot fuhr davon und die Ratte hinterher. Hu, wie fletschte sie die Zähne und rief den Holzspänen und dem Stroh zu:

„Halt auf! Halt auf! Er hat keinen Zoll bezahlt; er hat den Paß nicht gezeigt!“

Aber die Strömung wurde stärker und stärker! Der Zinnsoldat konnte schon da, wo das Brett aufhörte, den hellen Tag erblicken, aber er hörte auch einen brausenden Ton, der wohl einen tapfern Mann erschrecken konnte.

Denkt nur, der Rinnstein stürzte, wo die Brücke endete, geradehinaus in einen großen Kanal; das würde für den armen Zinnsoldaten ebenso gefährlich gewesen sein wie für uns, einen großen Wasserfall hinunterzufahren!

Nun war er schon so nahe dabei, daß er nicht mehr anhalten konnte. Das Boot fuhr hinaus, der Zinnsoldat hielt sich so steif, wie er konnte; niemand sollte ihm nachsagen, daß er mit den Augen blinke. Das Boot schnurrte drei-, viermal herum und war bis zum Rande mit Wasser gefüllt, es mußte sinken. Der Zinnsoldat stand bis zum Halse im Wasser, und tiefer und tiefer sank das Boot, mehr und mehr löste das Papier sich auf; nun ging das Wasser über des Soldaten Kopf. Da dachte er an die kleine, niedliche Tänzerin, die er nie mehr zu Gesicht bekommen sollte, und es klang vor des Zinnsoldaten Ohren das Lied:

‚Fahre, fahre Kriegsmann!
Den Tod mußt du erleiden!‘

Nun ging das Papier entzwei, und der Zinnsoldat stürzte hindurch, wurde aber augenblicklich von einem großen Fisch verschlungen.

Wie war es dunkel da drinnen!

Da war es noch schlimmer als unter der Rinnsteinbrücke, und dann war es so sehr eng; aber der Zinnsoldat war standhaft und lag, so lang er war, mit dem Gewehr im Arm.

Der Fisch fuhr umher, er machte die allerschrecklichsten Bewegungen; endlich wurde er ganz still, es fuhr wie ein Blitzstrahl durch ihn hin. Das Licht schien ganz klar, und jemand rief laut: „Der Zinnsoldat!“ Der Fisch war gefangen worden, auf den Markt gebracht, verkauft und in die Küche hinaufgekommen, wo die Köchin ihn mit einem großen Messer aufschnitt. Sie nahm mit zwei Fingern den Soldaten mitten um den Leib und trug ihn in die Stube hinein, wo alle den merkwürdigen Mann sehen wollten, der im Magen eines Fisches herumgereist war; aber der Zinnsoldat war gar nicht stolz. Sie stellten ihn auf den Tisch und da — wie sonderbar kann es doch in der Welt zugehen! Der Zinnsoldat war in derselben Stube, in der er früher gewesen war, er sah dieselben Kinder, und das gleiche Spielzeug stand auf dem Tische, das herrliche Schloß mit der niedlichen, kleinen Tänzerin. Die hielt sich noch auf dem einen Bein und hatte das andere hoch in der Luft, sie war auch standhaft. Das rührte den Zinnsoldaten, er war nahe daran, Zinn zu weinen, aber es schickte sich nicht. Er sah sie an, aber sie sagten gar nichts.

Da nahm der eine der kleinen Knaben den Soldaten und warf ihn gerade in den Ofen, obwohl er gar keinen Grund dafür hatte; es war sicher der Kobold in der Dose, der schuld daran war.

Der Zinnsoldat stand ganz beleuchtet da und fühlte eine Hitze, die erschrecklich war; aber ob sie von dem wirklichen Feuer oder von der Liebe herrührte, das wußte er nicht. Die Farben waren ganz von ihm abgegangen — ob das auf der Reise geschehen oder ob der Kummer daran schuld war, konnte niemand sagen. Er sah das kleine Mädchen an, sie blickte ihn an, und er fühlte, daß er schmelze, aber noch stand er standhaft mit dem Gewehre im Arm. Da ging eine Tür auf, der Wind ergriff die Tänzerin, und sie flog, einer Sylphide gleich, gerade in den Ofen zum Zinnsoldaten, loderte in Flammen auf und war verschwunden. Da schmolz der Zinnsoldat zu einem Klumpen, und als das Mädchen am folgenden Tage die Asche herausnahm, fand sie ihn als ein kleines Zinnherz; von der Tänzerin hingegen war nur der Stern noch da, und der war kohlschwarz gebrannt.



Ein kleiner Bär hält Winterschlaf

VON SOLVEIG PAULSON RUSSELL

Der kleine, drollige Bär rannte einen langen Baumstamm hinunter, machte einen Sprung in die Luft, schoß einen Purzelbaum und landete anschließend wieder auf seinen Füßen. Seine Mutter, die große Bärin, sah ihm zu. Sie schalt mit dem kleinen Bären. „Mein Lieber", sagte sie, „das ist alles ganz gut und schön, wenn man seinen Spaß hat, aber jetzt ist nicht die Zeit dazu. Der Winter steht vor der Tür, und du bist noch nicht halb so dick, wie du um diese Jahreszeit eigentlich sein müßtest. Du mußt jetzt dick werden! Du mußt so viel Fett wie möglich ansetzen für den Winterschlaf! Im Frühjahr bist du dann so mager wie eine Eisenbahnschiene!"

Der kleine Bär sah seine Mutter erstaunt an. „Erzähl mir noch mehr vom Winterschlaf", sagte er, „wie ist das, wenn der Winter kommt und wir uns schlafen legen?"

„Du mußt tüchtig Beeren pflücken und essen", gab die Mutter zur Antwort. „In diesem Teil der Welt halten alle Bären einen Winterschlaf. Das heißt, sie schlafen den ganzen Winter hindurch. Deshalb müssen sie im Sommer, wenn es reichlich Nahrung gibt, so viel Fett wie möglich am Körper ansammeln, um für den Winter ge-

rüstet zu sein. Wenn dann der Sturm bläst und die Schneeflocken vom Himmel herunterwirbeln und den ganzen Wald bedecken, schlafen die Bären in ihren Höhlen oder in großen, ausgehöhlten Bäumen. Sie rollen sich einfach zusammen, machen die Augen zu und schlafen. Wenn im Frühjahr die Sonne wieder scheint und ihre warmen Strahlen auf die Schlafstätte des Bären fallen, wachen die Bären auf und kommen wieder ans Tageslicht. Das Ganze ist sehr vernünftig und gut eingerichtet. Von dem ganzen bösen Winterwetter merken wir nichts, und wenn es wieder schön wird, sind wir wieder draußen."

Die große Bärin stopfte sich ein Bündel Beeren in den Mund und ihre fetten Wangen wackelten beim Kauen auf und ab. Der kleine, drollige Bär aß ebenfalls ein paar Beeren, während seine Mutter sich zum Bach trollte, um ihren Durst zu stillen. In der Zwischenzeit setzte der kleine, drollige Bär sich hin und dachte über das eben Gehörte nach.

„Ich will gar nicht den ganzen Winter schlafen"; sagte er zu sich selbst, „und ich werde es auch nicht tun. Den ganzen Winter über schlafen — das ist langweilig. Ich will wachbleiben und den Wald beobachten zur Winterszeit. Das muß herrlich sein!"

Er rieb vergnügt seinen kleinen dicken Bauch. „Ich muß nur für Essen sorgen, wenn ich den Winter über aufbleibe. Deshalb muß ich schon jetzt sammeln und die Vorräte verstecken, wo ich sie im Winter leicht finden kann."

Der kleine, drollige Bär sagte seiner Mutter nichts von seinem Vorhaben, denn er wußte ganz genau, daß sie es nicht dulden würde. Heimlich begann er, fleißig Beeren, Kräuter und andere Bärennahrung zu sammeln und sie unter großen Felsbrocken und in hohlen Bäumen zu verbergen. Wenn er aber von Zeit zu Zeit nachsah, ob die Vorräte noch da seien, waren sie jedesmal verschwunden. „Das waren sicher die Ameisen, die alles aufgefressen haben", sagte er. Er bemerkte nicht, wie seine Mutter lächelte, als sie ihn ansah, und fand es nicht einmal besonders merkwürdig, wenn sie jetzt öfters mit Nahrung kam, die der kleine Bär sofort essen mußte. Immer dicker wurde jetzt der kleine, drollige Bär, genau wie seine Mutter auch.

„Na ja", sagte der kleine Bär, als wieder einmal die Nahrung verschwunden war, die er versteckt hatte. „Es macht eigentlich gar nichts aus. Ich kann ja den ganzen Winter hindurch zum Bach gehen und mir Fische fangen. Ich bin froh daß mir meine Mutter beigebracht hat, wie man das mit den Pranken macht."

Eines Tages waren die Bärin und ihr Söhnchen so fett, daß sie nicht mehr recht laufen, sondern nur noch langsam dahertrotten konnten. Und als alle Blätter von den Bäumen gefallen waren, setzte sich Mutter Bärin eines Tages plötzlich auf und schnupperte mit ihrer Bärennase in der Luft herum. Der kleine, drollige Bär setzte sich daneben und schnupperte ebenfalls.

Er schnupperte und schnupperte, bis seine kleine, schwarze Nasenspitze zu prickeln begann. Die Bärenmutter schnupperte nach Ost, sie schnupperte nach West, nach Nord und Süd. Alles machte ihr der kleine, drollige Bär nach. Als er seine Nase nach Norden drehte, prickelte sie ganz besonders stark.

Die Bärenmutter grunzte. „Jetzt wird es Zeit", sagte sie, „daß wir unser Winterquartier fertigmachen."

Sie stand auf, trottete davon, der kleine, drollige Bär hinter ihr her. Die Mutter sammelte Moos und Blätter und stopfte damit ihre Höhle aus. Auch der kleine Bär machte es so, nur daß er seinen Platz dicht am Eingang wählte.

Dann traten sie wieder ins Freie, und Mutter Bärin sah sich um. Weithin herrschte Stille im Wald; es war nichts zu hören, kein Vogellaut, kein Eichhörnchen und kein Wiesel. Von weither aber meinte der kleine Bär ein feines Rauschen in der Luft wahrzunehmen. Da begannen, während Mutter und Sohn noch nach oben schauten, große weiße Schneeflocken vom Himmel herabzurieseln. Das gefiel dem kleinen, drolligen Bären sehr. Aber er fühlte sich gleichzeitig so schrecklich müde und so dick, daß er nichts weiter tun konnte, als nur auf die Flocken sehen.

Mutter Bärin gähnte, gab ihrem Sohn einen kleinen Schubs, und schon waren sie beide in der Höhle verschwunden, um mit dem Winterschlaf zu beginnen.

„Gute Nacht, mein Sohn", sagte die Mutter. „Und auf Wiedersehen im nächsten Frühjahr. Schlaf gut!" Dann legte sie sich auf die Seite und schloß die Augen.

Als der kleine Bär meinte, daß seine Mutter eingeschlafen sei, stand er vorsichtig auf und schlich sich aus der Höhle. Er hatte nicht bemerkt, daß seine Mutter ihn dabei beobachtete. Der Schnee fiel jetzt in dicken Flocken vom Himmel. Alle Zweige der kahlen Bäume waren schon mit Schneehauben bedeckt. Der kleine Bär konnte kaum mehr den Weg finden, der zum Bach führte, und obendrein war er so müde.

„Ich muß an den Fluß gehen und nach Fischen suchen", sagte er zu sich selbst. „Ich werde sie gebrauchen können, wenn ich den ganzen Winter aufbleiben will." Dann trottete er mühsam zum Bach, und seine Füße hinterließen breite Spuren im Schnee.

Als er an den Bach kam, konnte er ihn kaum finden. Alles war eine einzige weiße Fläche, und als der kleine Bär seine Pfote ausstreckte, um nach dem Wasser zu fühlen, spürte er unter dem Schnee das blanke Eis.

Dann setzte er sich in den Schnee und wollte nachdenken. Aber er war ja so furchtbar müde, daß er gar nicht richtig denken konnte. „Ich habe keine Beeren und keine andere Nahrung, und der Bach ist zugefroren. Ich glaube, das Beste wird sein, wieder in die Höhle zurückzukehren. Vielleicht — " — und jetzt mußte er laut gähnen — „kann ich mal einen anderen Winter aufbleiben."

Langsam erhob er sich wieder und machte sich auf den Rückweg. Die Schneeflocken wirbelten ihm nur so um den Kopf herum. Hin und her wurden sie vom grauen Himmel herunter vom Wind gejagt und legten sich auf alles, was der kleine Bär bisher im Wald gesehen hatte. Selbst die Felsen in der Nähe seiner Höhle waren mit Schnee bedeckt.

„Bald wird alles weiß sein, und selbst den Eingang zur Höhle wird man nicht mehr finden", sagte sich der kleine Bär. „So habe ich mir das gar nicht vorgestellt." Noch einmal blickte er sich um, ging in die Höhle hinein und legte sich hin. Er rollte sich ganz zusammen, die Pfoten dicht am Körper, schloß die Augen und schlief augenblicklich ein.

Mutter Bärin machte einen tiefen Seufzer, drehte sich um und schlief ebenfalls ein.



Wer hilft suchen? Wo sind der Elch — das Reh — der Hund — die Katze — die Trompete — Hans und Peter?

bewertet werden können. Hat der junge Mann Schwierigkeiten, so schämt er sich vielleicht seiner Handlungen und versucht sie zu verbergen; das Ergebnis ist, daß er gar nicht mehr will, daß man sich um sein Verhalten kümmert.

Sieht er jedoch den Seiten seines Lebens, die mit Evangeliumsgrundsätzen nicht übereinstimmen, mutig ins Gesicht, so kann man ihm helfen, einen Weg zu finden, wie man sie überwinden kann. Der Führer kann ihm sogar zeigen, wie das im einzelnen geschieht, nur muß er sorgfältig darauf achten, daß der junge Mann selbst, soweit wie möglich, den einzuschlagenden Weg bestimmt. Sollte es hier und da einmal zu Fehlschlägen kommen, so muß der Führer an den jungen Mann glauben und ihn zu neuerlichen Versuchen ermutigen.

Bei der Führung junger Männer soll man sich mehrere Grundsätze immer vor Augen halten:

1. Immer langsam! Der junge Mann hat sich vielleicht eine ganze Zeit lang unerwünschtem Verhalten hingegeben und braucht deshalb Zeit, um sich zu ändern.
2. Helfen Sie dem jungen Mann, sich selbst zu helfen. Versuchen Sie nicht, sein zweites Ich zu sein; machen Sie ihn vielmehr so stark, daß er sein Leben selbst bestimmt. Helfen Sie ihm, alle seine Fähigkeiten auf beste Weise einzusetzen.
3. Führen Sie auch alles Verständnis und alle Mithilfe von den Menschen ins Treffen, die auf den jungen Mann Einfluß haben.
4. Lassen Sie sich nicht entmutigen, wenn es Rückschläge gibt und der Fortschritt scheinbar recht langsam ist.
5. Denken Sie daran, daß die Verbesserung oder Veränderung gewisser Bedingungen außerhalb der Kirche sehr dazu beitragen können, daß der junge Mann sich in Rechtschaffenheit entwickelt. Diese Bedingungen finden sich möglicherweise in seinem Heim, in der Schule, in seinem gesellschaftlichen Leben oder auf dem Gebiet seiner wirtschaftlichen Bedürfnisse.
6. Seien Sie sanft, aber fest, wenn es darum geht, was wünschenswert und recht ist oder welche Pflichten man im Evangelium hat. Das muß aus der Persönlichkeit und dem Charakter des Beraters hervorstrahlen, aus seiner Lebensweise und seinem Ruf in der Gemeinschaft.
7. Behandeln Sie Vertrauliches vertraulich!
   Wenn der Führer junger Männer einmal den Ruf besitzt, er könne Vertrauliches nicht bei sich behalten, verliert er das notwendige Vertrauen, daß ihn zu einem erfolgreichen Berater werden läßt.

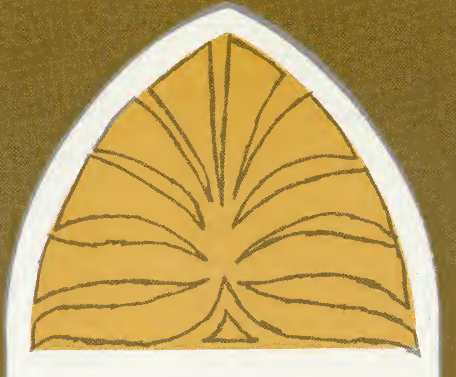
Junge Männer leben in der Gegenwart. Es ist ihre unmittelbare Aufgabe, die Gegenwart zu verstehen und zu sehen, welches Verhältnis sie zu ihr haben und was sie tun müssen, um sich in der Welt zurechtzufinden. Sie müssen angewiesen werden, wie sie die Evangeliumsgrundsätze im täglichen Leben anwenden können.

Manchmal neigen die Führer dazu, allzuviel Zeit darauf zu verwenden, wie die Erwachsenen in längst vergangenen Kulturen mit Problemen fertig geworden sind — und das hat für die jungen Menschen von heute fast gar keine Bedeutung. Diese Beispiele aus der vergangenen Geschichte können verwendet werden, um die ewige Natur der Evangeliumsgrundsätze hervorzuheben. Sie sollen jedoch im richtigen Verhältnis verwendet werden, so daß man herausfinden kann, warum der Betreffende so gehandelt hat und wodurch es zu dem Ergebnis gekommen ist. Wir möchten noch einmal betonen, daß die Unterrichtsmethoden und die Durchführung von Unterredungen sich hauptsächlich auf die heutige Welt beziehen sollen, mit welcher der junge Mann vertraut ist und die er verstehen möchte und mit der er sich auseinandersetzen muß.

Die folgende Zusammenfassung wird dem Berater helfen, seine eigene Leistung zu beurteilen:

1. Er soll den jungen Mann anspornen, daß er an den Priestertumstätigkeiten teilnimmt, soweit er dazu imstande ist.
2. Er soll sich bemühen, möglichst viel über jeden jungen Mann zu erfahren, so daß er ihn führen und belehren kann.
3. Er erwartet von jedem jungen Mann nicht mehr, als tatsächlich möglich ist.
4. Er läßt seine jungen Männer ihre Probleme durchdenken und soweit wie möglich zu eigenen Schlußfolgerungen kommen.
   Er ist ein Lehrer, der den Schülern die Tür öffnet und dann zur Seite tritt, so daß die jungen Männer hindurchgehen können.
5. Er soll kein Urteil fällen und keine Handlungsweise bewerten, solange er den eigentlichen Beweggrund für das Verhalten des jungen Mannes nicht kennt.
6. Seine erste Annäherung an den jungen Mann ist die eines guten Zuhörers, und er greift nur dann zum Mittel des Tadels, wenn es notwendig ist.
   (Siehe LuB 121:41-45)
7. Er bemüht sich, daß die jungen Männer ihn als freundlichen Berater und Fürsprecher ansehen. Sie sollen das Gefühl haben, daß sie mit allem, was sie bewegt, zu ihm um Rat und Hilfe kommen können.
8. Er steht in den Begriffen „Recht" und „Unrecht" so fest, daß bei den jungen Männern darüber niemals ein Zweifel aufkommt. Auf diese Weise weiß jeder, daß sein Berater Bescheid weiß und eine feste Überzeugung besitzt, von der er weder im Wort noch im Tun jemals abweicht.
9. Er weiß, daß die jungen Männer nicht so sicher und gereift sind wie er selbst; daher übt er dementsprechend Nachsicht.
10. Er behandelt alles Vertrauliche vertraulich.
11. Sein Unterricht ist gut vorbereitet und befaßt sich mit dem gegenwärtigen Leben der jungen Männer.
12. Er weist sie ständig darauf hin, welchen Unterschied das Priestertum in ihrem Leben ausmacht. Das Priestertum Gottes zu tragen ist ein Vorrecht und eine große Verantwortung.





Das Weihnachtslied

von Reed Blake

Als man John M. Macfarlane im Frühjahr 1868 bat, er möge sein Haus und seinen Besitz verkaufen und in die Cotton Mission in St. George ziehen, fühlte er, daß diese Berufung mehr war als nur die Leitung eines der besten Chöre der Gegend. Er sah darin eine besondere Mission, die er zu erfüllen hatte, eine Bestimmung, die er noch nicht zu deuten wußte.

Der Missionschor war zwei Jahre zuvor gegründet worden; damals hatte Präsident Brigham Young Professor Charles J. Thomas, den Leiter des Salt-Lake-Theatre-Orchesters und des Tabernakelchores, berufen, nach St. George zu gehen und „die Leute richtig singen zu lehren und die dortigen Talente auszubilden, damit ein vorbildlicher Chor entstehe". Jetzt trat Professor Thomas zurück, und Macfarlane, der sich als Leiter des Cedar-City-Chors großes Ansehen erworben hatte, nahm seinen Platz als Leiter des St.-George-Chors ein.

John Macfarlane, der außer seiner Musiktätigkeit noch Anwalt, Lehrer und Landmesser war, erreichte in seiner neuen Stellung innerhalb weniger Monate verschiedenerlei. Er gestaltete den Chor um, führte den Part des Solisten ein, gründete die Harmonische Gesellschaft von St. George und gewann in dem in der Stadt lebenden Dichter Charles L. Walker einen bleibenden Freund.

Mit der Zeit schrieben Walker und Macfarlane gemeinsam viele Lieder, unter anderem auch das Lied „Lieber Vater, hoch im Himmel" für die Sonntagsschulkinder. Macfarlane komponierte die Melodie, Walker schrieb den Text dazu. Gewöhnlich arbeiteten sie zusammen, wenn es zu einem bestimmten Anlaß ein Lied zu schreiben galt — zur Einweihung eines Gebäudes, zum Besuch eines Mitglieds der Generalautoritäten, für ein Fest auf dem Marktplatz der Stadt.

Und so begann die „besondere Mission", deretwegen er, so fühlte John M. Macfarlane, nach St. George berufen wurde.







Im Spätherbst hatte man die beiden Männer gebeten, für das kommende Weihnachtsprogramm ein Lied zu schreiben. Walker schrieb den Text für das Lied, und nun versuchte Macfarlane, die Worte zu vertonen. Eines Abends ging er niedergeschlagen zu Bett; er hatte sich den ganzen Tag abgemüht, das Weihnachtslied zu vertonen, doch all sein Mühen war vergeblich. Wie oft hatte er es von neuem versucht. Wie oft war es ihm mißlungen. Wie oft hatte er darüber gebetet. Und als er so gegen die dunkle Decke starrte, fragte er sich, warum er die Musik nicht schreiben konnte, die er so brennend zu schreiben wünschte.

Doch wahrscheinlich hatte Macfarlane das Lied, das er noch in dieser Nacht komponieren würde, schon seit Wochen im Geiste gestaltet. Durch seine angestrengten bewußten Bemühungen hatte er wohl das Gerüst, die Elemente des Liedes, das er zu schreiben wünschte, in sein Unterbewußtsein aufgenommen.

Als er in den ersten tiefen Schlaf fiel und zu träumen begann, hörte er plötzlich das Lied. In seinem Unterbewußtsein begannen sich Melodien zu formen und ihm bewußt zu werden.

Macfarlane erhob sich in aller Eile.

„Warum stehst du mitten in der Nacht auf?" fragte Ann, seine Frau.

„Ich hab' das Lied", sagte er. „Ich hab' das Lied und muß es niederschreiben."

„Du könntest es genausogut morgen früh tun", antwortete sie.

„Nein, ich muß es gleich tun."

Pflichtgetreu stand Ann auf und folgte ihrem Mann ins Wohnzimmer. Es war eisig kalt im Haus; und während Ann seine Schreibutensilien hervorsuchte, entfachte er das unter der Asche glimmende Feuer und summte das Lied dazu; die Melodie und die Worte schwirrten in seinem Geist umher. Dann begann das Werk.

Es war ein seltsamer Anblick. Des Komponisten stattliche Figur war über die Orgel gebeugt, er saß da in Nachthemd und Nachtmütze, seine bloßen Füße schauten hervor; jetzt waren seine Bewegungen geschwind und ruckartig, dann wieder langsam und bedächtig. Neben ihm kauerte seine Frau und hielt ihm eine Kerze über die Schulter, auch sie im flanellenen Nachthemd; sie schob die Kerze von der einen Hand in die andre und stützte mit der freien Hand den Ellbogen des anderen Armes.

Behend schrieb Macfarlane die Melodie nieder und fügte dann die Worte hinzu, die ihn aus dem Schlaf geweckt hatten. Was da entstand, war so neu, so erregend, daß ein starkes Gefühl in ihm aufwallte und er die Umwelt vergaß.

Die vereinzelten Laute und anschwellenden Akkorde, die aus dem Haus drangen, fielen auf eine von der Winternacht umfangene Stadt. Ein Hahn krähte, frühzeitig aufgeweckt, und verstummte wieder. Ein kalter Lufthauch fuhr durch die Bäume und verlor sich. Im Morgengrauen wurde es kalt im Zimmer; das glimmende Feuer war nur noch ein Häufchen Asche. Doch der Komponist unterbrach seine Arbeit nicht, um es zu schüren.

Er schrieb jetzt die einzelnen Stimmen, und die Arbeit ging langsamer voran. Mit der einen Hand betätigte er die Tasten, mit der anderen schrieb er. Von Zeit zu Zeit lehnte er sich zurück und sah seine Frau an, und Ann lächelte und nickte mit dem Kopf. Oft, beispielsweise am Ende einer Passage, klopfte sie ihm auf die Schulter oder drückte seinen Arm, um so Stolz und Beifall auszudrücken und ihn zu ermutigen. Stunden vergingen.

Schließlich erhob er sich, streckte sich und ging ans Fenster. Im Osten färbte die Sonne die Felsen rosarot, golden und bronzen. Im Tale fingen sich die Lichtstrahlen im Virgin River und ließen ihn wie ein silbernes Band aufleuchten, das sich träge nach Süden schlängelt.

Fortsetzung S. 531

DER STERN

wünscht
allen seinen
Lesern und Freunden
viel Freude zum Fest
und ein
gesegnetes Neues Jahr



Seit März 1967 ist der STERN ein Teil der Kirchenzeitschrift Unified Magazine, die in Europa in sieben Sprachen mit gleichem Inhalt veröffentlicht wird. Außerdem erscheint sie in Südamerika in den Landessprachen und das Erscheinen in der Südsee (drei Sprachen) wird vorbereitet.

Wie bestelle ich den Stern für das kommende Jahr?

In Deutschland, Österreich und der Schweiz bestellen Sie beim STERN-Agenten in Ihrer Gemeinde. Bei ihm entrichten Sie auch Ihre Bezugsgebühren (DM 15.—, sfr 16.—, öS 100.—). Der STERN-Agent gibt Ihnen eine Quittung und leitet Bestellung und Geld an den STERN-Versand weiter.

In USA und anderen Ländern bestellen Sie direkt beim Verlag und bezahlen dort auch die Bezugsgebühr (US $ 4.00).

Wichtig für alle Bezieher! Teilen Sie uns mit, wenn Sie Ihre Adresse ändern! Dadurch ist gewährleistet, daß in der Lieferung keine Unterbrechung eintritt.

Geschenkabonnements zu ermäßigtem Preis (DM 12.—, sfr. 13.—, öS 75.—) für Freunde und Bekannte können Sie auch in diesem Jahr beim STERN-Agenten bestellen und im voraus bezahlen.

Bei allen Rückfragen wenden Sie sich bitte an

STERN-VERSAND
D-6 Frankfurt am Main
Ditmarstraße 9

UNSER VORSCHLAG ZU WEIHNACHTEN:

Schenken Sie Sommerfreuden

Schenken Sie



HERRLICHE STUNDEN AN DECK MS „ALTE LIEBE" AUF DER FAHRT NACH HELGOLAND. DER FAHRPREIS IST IM GESAMTPREIS ENTHALTEN.

für zwanzig Mark Helgolandbräune*)

1968 findet wieder eine Jugendtagung statt. In Hamburg. Mit großem Programm: Stadtrundfahrten, Roadshow, Grün-Gold-Ball, Kennenlernen, Zusammensein. Und einer ganztägigen(!) Helgolandfahrt: elbabwärts — Nordsee — ausbooten — Helgoland — einbooten — Nordsee — elbaufwärts; überall Sonne*). Darüber hinaus viele weitere Programmpunkte.

All das kostet natürlich etwas. Nicht wenig sogar. Darum gibt's im Dezember ein einfaches Sparbuch mit 6 Feldern. Und die einzuklebenden 20-DM-Marken. Das soll Ihnen das Zusammenbringen des Geldes erleichtern.

Unser Vorschlag nun: Schenken Sie zu Weihnachten solche Marken an alle diejenigen in Ihrer Familie, die Sie gern bei der Jugendtagung 1968 sähen. — Sie sind ledig? Dann fragen Sie Ihren Bischof (Gemeindepräsidenten und schenken bedürftigen Geschwistern die Marken. — Sie sind selbst noch jung? Dann schenken Sie **sich** diese Marken, das ist der beste Weg, die Jugendtagung in leichten Etappen zu erreichen.

Zusätzlich außerdem: alle, die „kleben", nehmen an einer Verlosung teil! Also zusätzliche Extra-Freude!!!

Die Jugendtagung 1968 in Hamburg wird für alle Teilnehmer ein großes Erlebnis werden. **Sie** haben die Möglichkeit, dieses Erlebnis zu vermitteln. Und viel Freude zu verschenken (z. B. über die Helgolandbräune).

Und das müssen Sie tun:

1. Sparbuch beim Bischof (Gemeindepräsidenten) besorgen.
2. Beliebig viele Marken kaufen (je nach Portemonnaiedicke).
3. Alles zusammen mit einem Tannenzweig (Weihnachten) verschenken.

Sie haben im Dezember auch kein Geld mehr übrig? Dann können Sie das Sparbuch trotzdem schon zu Weihnachten überreichen. Die Marken schenken Sie dann in den folgenden Monaten. Viele Möglichkeiten also!

Viel Spaß beim „Kleben"!

GFV





Großmutters Überraschungs-päckchen

VON FRANCES C. YOST

Großmutter Benson legte ihre müden Hände in den Schoß. Es war Heiligabend, und sie war bereit. Sie hatte für jeden einzelnen ihrer fünfundzwanzig Angehörigen ein reizendes Überraschungspäckchen bereit. Eigentlich sollte man den Heiligabend von ganzem Herzen feiern, doch sie war mit ihrem Herzen nicht dabei.

Ihr Herz war von einem Schmerz erfüllt, den sie nicht so einfach abschütteln konnte; sie konnte auch mit niemandem darüber reden oder ihren Schmerz jemandem anvertrauen. Sie mußte einfach tapfer lächeln und die Familie so wie immer lieben. Einigen Schmerz trug man besser allein.

Großmutter Benson erinnerte sich noch genau an den Tag, an dem dieser Schmerz in ihr Herz einzog. Sie war so glücklich, wie eine Großmutter nur sein konnte im Kreis ihrer Kinder und Enkel und mit dem Gedanken daran, daß alle sie liebten ... Nun, es geschah gleich nach dem Erntedankfest, zu dem sich die gesamte Familie eingefunden hatte. Nein, genau genommen geschah es am darauffolgenden Morgen, in dem lieben alten Zimmer, das ihr so ans Herz gewachsen war.

Es war ein großes und sehr helles Zimmer, eine Kombination aus Wohn- und Schlafzimmer mit einem sich anschließenden eigenen Bad. Alle Dinge, die sie liebte, befanden sich in diesem Zimmer: ihre Bücher und Andenken; und sie war sehr zufrieden. Wenn sie allein sein wollte, konnte sie sich in ihr Zimmer zurückziehen; und wenn sie mit der Familie zusammen sein wollte, war sie immer gern gesehen. Wenn sie ihre Mahlzeiten allein einnehmen wollte, so brachte eines der Kinder ihr gern das Essen auf einem Tablett aufs Zimmer. Zugegeben, die Möbel wurden schon schäbig, der Teppich war fadenscheinig und die Vorhänge waren geflickt; doch es war ihr Heim, und sie fühlte sich vollkommen glücklich — bis zu dem Morgen, als ihr Sohn James und seine Frau Laura in ihr Zimmer kamen. Großmutter Benson konnte sich noch so gut daran erinnern, an jedes Wort, das fiel ...

„Dürfen wir für einen Augenblick hereinkommen, Mutter?"

„Natürlich, James; du weißt doch, ihr seid jederzeit in meinem Teil des Hauses willkommen." Sie hatte damals leise vor sich hin gelacht. Jetzt erkannte sie, daß sie damals zu weit gegangen war, zu sagen „mein Teil des Hauses". Nicht ein Stück des Hauses gehörte wirklich ihr; es war James' und Lauras Heim, nicht ihres. Sie hatte ihr Haus verkauft, um davon die Kosten für Großvaters Begräbnis zu bezahlen. Außerdem hatte die Familie gesagt, daß sie nicht allein leben dürfe. Damals hatte es den Anschein, als ob sie es wirklich so meinten.

„Hast du gut geschlafen, Mutter?"

„O ja, Laura. Vielen Dank, daß du mein Bett so sauber und weich beziehst, ich schlafe wie ein Kind. Ich liebe mein gutes altes Bett."

„Mutter, darüber möchten Laura und ich mit dir sprechen. Würde es dir viel ausmachen, eine Zeitlang bei Chris und Sarah zu wohnen?"

James hatte nicht gesagt, für wie lange. Er hatte nicht gesagt, daß Laura zuviel Arbeit mit ihr habe, auch nicht, daß sie etwas Ruhe brauche. Er sagte nur: „Würde es dir viel ausmachen, eine Zeitlang bei Chris und Sarah zu wohnen?"

Ihr blieb wirklich fast das Herz stehen, doch sie faßte sich schnell und sagte mit mattem Lächeln: „Natürlich nicht, James. Es wäre schön, für kurze Zeit bei Chris und Sarah zu wohnen."

Sie dachte, daß sie zu einem anderen Kind hätte ziehen sollen, bevor ihr jemand den Vorschlag machte, damit sie nicht einer Familie zu lange zur Last fiel. Doch sie hatte sich hier bei James und Laura so wohl, so heimisch gefühlt; und es hatte auch so ausgesehen, als sei es ganz in Ordnung, daß sie immer bei ihnen bliebe.

„Gut, du kannst dann den Koffer packen, und ich werde dich gleich nach dem Frühstück zu Sarah hinüberfahren."

„Mutter, warum packst du nicht gleich den kleinen Reisekoffer? Du weißt schon; nimm doch all die Sachen mit, die du brauchst, und die Weihnachtsnäherei und Häkelarbeit und ..."

„Ja, Laura; ich will gleich alles zusammenpacken." Sie drehte sich schnell weg. Sie durfte ihnen niemals zeigen, wie ihr ums Herz war. Sie mußte ihr Leben tapfer und heiter zu Ende leben, ganz gleich, was geschah, und wenn sie ihre restlichen Lebensjahre von einem ihrer Kinder zum anderen zog.

Großmutter Benson überdachte noch einmal den letzten Monat, den sie hier bei Chris und Sarah verbracht hatte. Sie waren sehr nett zu ihr, wirklich sehr nett. Die Kinder waren glücklich, wenn sie ihnen ab und zu Geschichten vorlas, und sie hatte genügend Zeit, alle Weihnachtsgeschenke anzufertigen. Für die kleineren Mädchen hatte sie niedliche Schürzchen genäht, einige mit Rüschen und andere mit aufgestickten Blumen oder Vögeln. Die älteren Enkelinnen würden feine Spitzen für Kissenbezüge bekommen. Sie sammelten schon ihre Aussteuer. Die Buben bekamen bunte gehäkelte Lesezeichen. Jungen muß man dazu anregen, sich in eine Ecke zu setzen und zu lesen, dachte sie bei sich. Die Männer würden je eine gestrickte Krawatte erhalten und die Frauen gehäkelte Pantoffeln, passend zu ihrer Lieblingsgarderobe. Zu jedem Geschenk hatte Großmutter Benson noch einen kurzen persönlichen Vers geschrieben. Es hatte alles viel Zeit und Mühe gekostet; doch es hatte ihr gutgetan. Wenn man sich beschäftigte, hatte man nicht so viel Zeit, über Kränkungen nachzugrübeln.

Chris, Sarah und die Kinder waren ja so nett zu ihr. Sie konnte sich nicht beklagen, außer vielleicht darüber, daß Chris und Sarah viele Abende nicht zu Hause waren. Und fast jeden Nachmittag entschuldigte sich Sarah damit, daß sie zur Bücherei oder einkaufen gehen müsse.

Sie lebten auch ziemlich beengt. Sie schlief mit Janice zusammen in einem Zimmer. Janice arbeitete in der Innenstadt und hatte einen Freund. Sie wußte, daß Janice ihre Anwesenheit als störend empfand. Sie kleidete

sich niemals bei Licht aus und tastete im Dunkeln nach ihrem Nachthemd und den Pantoffeln.

James und Laura kamen ziemlich oft vorbei, doch nicht ein einziges Mal fragten sie: „Möchtest du wieder nach Hause kommen, Mutter?" Vermutlich hatte sie James und Lauras Freundlichkeit über Gebühr beansprucht.

Heute war der letzte Tag vor Weihnachten; den Heiligabend würden sie alle bei James und Laura verleben. Es würde so sein wie gewöhnlich; die Kleinen würden singen und Gedichte aufsagen. Dann würde man die Geschenke öffnen und etwas essen, bevor jeder wieder nach Hause ging, um auf den Besuch des Weihnachtsmanns zu warten.

Großmutter Benson hatte immer angenommen, daß sich die ganze Familie bei James und Laura traf, weil sie dort wohnte. Jetzt wurde ihr klar, daß sich alle dort trafen, weil das Haus viel größer war. Dieses Jahr würde es anders sein. Anstatt die anderen bei der Ankunft zu begrüßen und Gastgeberin zu sein, war sie dieses Mal nur als Gast in James und Lauras Heim.

Großmutter Benson hatte plötzlich das Gefühl, als müsse sie ihr Spitzentaschentuch hervorziehen und es mit den so lang zurückgehaltenen Tränen netzen. Doch sie durfte sich nicht dem Kummer hingeben. Nicht zur Weihnachtszeit! Niemals! Das Leben hatte ihr schon oftmals Schweres beschert, und sie wollte sich jetzt, mit siebenundsiebzig, nicht entmutigen lassen. Wie hatte Großvater Benson immer gesagt? „Halte die Ohren steif, Susan, es wird schon wieder werden!"

„Bist du fertig, Großmutter?" fragte Sarah. Sarah sagte stets Großmutter, obwohl sie ihre Tochter war; und sie fühlte sich dann jedesmal so alt. Sie wußte natürlich, daß Sarah es nur der Kinder wegen sagte.

„Ja, Sarah, ich bin fertig, nur noch meinen Schal und meinen Mantel."

„Roger, geh und hole Großmutters Mantel aus dem Schrank in der Halle. Verlier nicht den Schal, er steckt im Ärmel." Sarah wandte sich an die anderen. „Und ihr setzt euch schon in den Wagen."

Dann fuhren sie auch schon zu James und Laura. Das gute alte Haus sah so schön aus; auf dem Efeu glitzerten Schneeflocken. James hatte die höchste Tanne mit elektrischen Kerzen geschmückt, ein Weihnachtsbaum im Freien!

Die Vorhänge waren zugezogen, und der Lichterbaum im Wohnzimmer sah noch schöner aus als sonst, wenn sie ihn dekorieren half oder im Sessel saß und Anweisungen gab, wo der Baumschmuck aufgehängt werden sollte. Und die kleinen Socken, die sie letztes Jahr für jeden angefertigt hatte, hingen am Kaminsims. Sie hatten daran gedacht, obwohl sie nicht da war.

Die Tür schwang auf, und James und Laura riefen: „Fröhliche Weihnacht!"

"Willkommen zu Hause, Mutter." James und Laura sagten es gleichzeitig, dann sahen sie sich an und lachten leise.

„Mutter, du ziehst am besten gleich den Mantel aus."

James hakte sie auf der einen Seite unter und Laura auf der anderen.

GEBET

Herr! schicke, was du willt,
ein Liebes oder Leides;
ich bin vergnügt, daß beides
aus deinen Händen quillt.

Wollest mit Freuden
und wollest mit Leiden
mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
liegt holdes Bescheiden.

Eduard Mörike

So stiegen sie die Treppe hinauf. Vielleicht wollten sie sie nicht im Wohnzimmer haben, und doch hatten sie gesagt: „Willkommen zu Hause, Mutter." Warum kamen nur die anderen alle hinterher?

James öffnete die Tür zu ihrem alten Zimmer, und alle versanken in Schweigen, selbst die am Fuße der Treppe Stehenden. Großmutter Benson hielt den Atem an und schaute. Ein Wunder war geschehen!

Die alte verblichene Blumentapete war verschwunden, statt dessen leuchteten die Wände in zartem Rosa. Die alten grauen Holzbalken waren jetzt rosa. Das gute alte Bett, der Schrank und der Frisiertisch waren mit Eichenfurnier aufgearbeitet. Der überpolsterte Stuhl war neu gepolstert mit einem schönen blauen Bezug. Der Boden war von zartblauer Teppichauslegeware bedeckt. An den Fenstern hingen geblümte Kretonnevorhänge. Sie waren rosa und blau geblümt und paßten genau zu den übrigen Farben des Zimmers.

„Sarah hat die Vorhänge genäht, Mutter", sagte Laura, „deshalb ging sie so oft weg; sie hat jede Minute hier bei uns genäht. Und hier sind die wunderschönen Wandbehänge, die du mir geschenkt hast. Ich liebe sie noch genau so wie eh und je, doch sie scheinen einfach hierherzugehören."

„Ja, sie machen das Zimmer so gemütlich", murmelte Großmutter Benson.

So war Laura; sie verschenkte, was sie selbst sehr liebte. Wie konnte sie nur einen Augenblick an ihrer Selbstlosigkeit zweifeln? Großmutter Benson fühlte einen dicken Kloß im Hals, doch sie mußte etwas sagen. Die Familie würde sie sonst für undankbar halten. Was sagte James da eben?

„Alle haben mitgeholfen, Mutter. Sie halfen gern; alle haben mit Hand angelegt und auch in die Geldbörse gegriffen; es hat uns allen viel Spaß gemacht. Dieses Jahr haben wir deine Geschenke nicht schön eingepackt unter den Weihnachtsbaum gelegt, wir haben sie hinter deiner Tür versteckt."

„Deiner Tür", die Worte klangen süß in Großmutter Bensons Ohr. Sie hätte weinen mögen; doch es waren Freudentränen, die sie diesmal zurückhielt. Ihre Lippen zitterten, doch sie beherrschte sich und schenkte allen ihr strahlendstes Lächeln.

„Kinder, das war wirklich eine Überraschung. Ihr habt mich sehr, sehr glücklich gemacht. Ihr seid so lieb, und ich habe euch alle so gern. Jetzt wollen wir aber hinuntergehen und mit dem Weihnachtsprogramm beginnen. Ich möchte doch die Kleinen hören, und..." Großmutter Benson lachte fröhlich, „ich habe für euch auch einige kleine Überraschungen."

Für Lehrer

Wie stellt man Fragen die zum Nachdenken anregen?

VON LOWELL L. BENNION

Nach Sokrates (469? bis 399 v. Chr.), dem berühmten Philosophen und Weisheitssucher, ist die sokratische Lehrmethode benannt. Sie besteht einfach darin, die Menschen nach ihrer Meinung zu fragen und an ihre Antworten erneut eine Frage anzuknüpfen, bis diese einen Sinn ergeben und folgerichtig sind.

Alle großen Lehrer vor und nach Sokrates haben Fragen gestellt. Sie haben sich nicht damit zufriedengegeben, nur selbst zu reden und zu erklären, sondern es lag ihnen daran, bei ihren Schülern das gedankliche Räderwerk in Gang zu setzen. Lehren bedeutet für sie Lernen. Seine Fragen kosteten Sokrates das Leben, doch unzählige Denker wurden seither angeregt, seine Lehrmethode zu benutzen.

In der Religion ist es ebenso angebracht, Fragen zu stellen, wie in der Philosophie. Der Meister sagte:

„Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan." (Matth. 7:7)

Er lehrte oftmals selbst durch Fragen, durch Gleichnisse, die zu Fragen anregten, und durch Gegenfragen. (Lesen Sie eines der Evangelien, damit Sie lernen, wie der Heiland Fragen gestellt hat.) Die Wiederherstellung des Evangeliums begann damit, daß der Knabe Joseph eine Frage stellte. Nicht nur die Erste Vision, sondern fast jede Offenbarung, die der Prophet empfing, war die Antwort auf eine Frage.

Ein guter Sonntagsschullehrer muß unter anderem auch die Kunst beherrschen, gute Fragen zu stellen.

1. Wozu dienen Fragen?

Sie sollen zum Nachdenken anregen, den Schüler zum Denken bringen und ihn in den Lernprozeß einbeziehen. Gute Fragen sind solche, die zum Nachdenken anregen.

Es gibt zwei Arten von Fragen, die diesen Zweck nicht erfüllen: dazu gehören 1. Fragen, die sich nur mit „Ja" oder „Nein" beantworten lassen, beispielsweise: Ist Jesus Christus unser Erlöser? Zum Nachdenken anregen würde dagegen die Frage: Wovon erlöste uns Jesus Christus? Oder: Warum ist ein Erlöser notwendig? Fragen, die sich mit „Ja" oder „Nein" beantworten lassen, regen wohl kaum zum Denken an und führen die Klasse in der Regel auf kein bestimmtes Ziel hin. Solche Fragen sollte man sparsam verwenden; und wenn man sie stellt, muß auf sie gewöhnlich eine Denkfrage folgen.

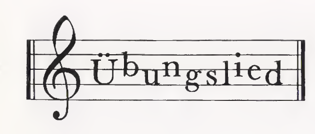
Die zweite Art der unwirksamen Fragen sind solche, bei denen die Antwort selbstverständlich ist. Oftmals werden solche Fragen zu mehreren hintereinander gestellt, beispielsweise: Sollen wir täglich beten? Verletzen wir andere, wenn wir unfreundlich sind? Was ist besser: die Menschen zu lieben oder sie zu hassen?

Gute Fragen regen zum Denken an und tragen dazu bei, den Kernpunkt der Lektion herauszuarbeiten und zu erkennen. Daher ist es oftmals angebracht, die gesamte Lektion auf einer einzigen Frage oder auch auf drei oder vier grundlegenden Fragen aufzubauen, so daß darüber ausgiebig gesprochen werden kann. Ein Beispiel: „Können Sie mir aufgrund Ihrer eigenen Erfahrung sagen, wie man Gott lieben kann?"

2. Wie kann der Lehrer seine Schüler dazu anregen, daß sie auf seine Fragen antworten und selbst Fragen stellen?

Ein vierzehnjähriges Mädchen sagte: „Ich hasse es, wenn der Lehrer eine Frage stellt und über meine Antwort lacht oder sie ablehnt, weil ich nicht genau mit seinen Worten geantwortet habe, und wenn er dann die Frage selbst beantwortet. Mir ist ein Lehrer lieber, der meine Antworten respektiert und mehr noch meine Fragen." Nirgends läßt sich die Entscheidungsfreiheit, die Individualität und die Würde des anderen mehr achten als in der Klasse, wo jeder vor Gleichgestellten frei seine Meinung äußert. Gesegnet ist der Lehrer, der durch Demut, Liebe und Feingefühl eine offene und vertrauensvolle Atmosphäre schaffen kann, wo sich die Schüler frei und ungezwungen äußern und selbst Fragen stellen.

Die Schüler lassen sich wohl am besten zu eigenen Fragen anregen und der Boden ihres Geistes läßt sich am besten vorbereiten, wenn man die Klasse in Gruppen von fünf bis acht Schülern einteilt und in jeder Gruppe einen Vorsitzenden und Schriftführer bestimmt. Dann bitte man jede Gruppe, drei Fragen zu dem jeweiligen Thema zu stellen: beispielsweise Buße. Die Fragen sind niederzuschreiben und dem Lehrer auszuhändigen. Die Schüler wollen natürlich die Fragen der anderen erfahren. Der gut vorbereitete Lehrer kann dann diese Fragen schnell zu einer sinnreichen Besprechung zusammenstellen. Nichts ist lehrreicher, als die Schüler in der Klasse selbst zum Denken anzuregen.



„Gott des Rechtes, Gott der Kraft", geschrieben von Wallace F. Bennett, komponiert von Tracy Y. Cannon. (Gesangbuch Nr. 228.)

Dieses kraftvolle Lied hat eine majestätische Melodie. Worte und Musik bilden eine wundervolle Einheit. Die Kraft dieses Liedes kommt um so stärker zum Ausdruck, je langsamer es gesungen wird. Der Komponist hat deshalb mit Recht vorgeschrieben, das Lied „majestätisch" zu singen.

Die Schönheit dieses Liedes liegt, wir sagten es schon, in dem einzigartigen Zusammenklang von Wort und Ton. Halten wir uns nur einmal die Stelle des Liedes vor Augen, in der es heißt: „Läutre uns im Prüfungsbrand!" Wörtlich übersetzt lautet diese Stelle: „Schmiede unsere Seelen im lebendigen Feuer!" Wir werden hier auf den Unterschied hingewiesen, der im bloßen Wunsch besteht, etwas zu tun, und dem brennenden Verlangen, etwas tun zu wollen, ohne Rücksicht auf die Härte der Bedingungen. Ein schwacher Wunsch ist dem warmen Wasser im Boiler ähnlich, das keinen Dampf und keine Kraft hervorbringt, während glühende Entschlossenheit Wunder zu vollbringen vermag.

Wir sollten dieses Lied nicht nur singen, weil es uns Freude macht und wir uns bei seinem Gesang erholen, sondern vielmehr um das lebendige Feuer des Glaubens in denen zu entzünden, die das Lied hören oder selbst mitsingen. Wie es in einem anderen Lied der Heiligen der Letzten Tage heißt: „Stärke das in uns entfachte Feuer, und vollende in uns das Werk des Glaubens . . ."

Der Verfasser des Liedes, Senator Wallace F. Bennett, war zeit seines Lebens ein fähiger und ergebener Diener der Kirche. Der Komponist, Tracy Y. Cannon, hat ebenfalls sein ganzes Leben der Kirche gewidmet, sowohl in spiritueller Hinsicht als auch durch seine musikalischen Schöpfungen und seine berufliche Tätigkeit als Musiker.

Für den Gesangsleiter:

Der Gesangsleiter sollte Kraft und Autorität ausströmen. Seine Armbewegungen sollten, wenn er das Lied dirigiert, weit ausholend sein, um schon rein äußerlich das Largo-Tempo dieses Musikstückes zu demonstrieren. Das Lied sollte nicht schneller gesungen werden, als es der Komponist vorgeschrieben hat. Das heißt, jede halbe Note soll beinahe eine Sekunde angehalten werden.

Achten Sie vor allem darauf, daß schon die Ankündigung des Liedanfangs mit dem Taktstock das Tempo bestimmt und gleichzeitig die Sänger auffordert, mit dem Vortrag des Liedes zu beginnen. Dieses vorausgehende Zeichen mit dem Taktstock ist wichtig, um den gemeinsamen Beginn zu gewährleisten. Außerdem soll das erste Zeichen mit dem Taktstock die Sänger veranlassen, noch einmal tief Luft zu holen, bevor sie mit dem Gesang der ersten Worte einsetzen. Das soll sich bei jedem Versanfang wiederholen. Es empfiehlt sich, diese Technik der Vorbereitung des Gesangs in den Übungsstunden wieder und wieder durchzunehmen.

Für den Organisten:

Auch der Organist soll die Kraft und Stetigkeit, die sich in den Worten dieses Liedes ausdrücken, zum Vortrag bringen. Er sollte entsprechend starke Register ziehen, ohne den Gebrauch des Tremolo. Bei den Pedalen empfiehlt sich der 16er und der 8er Ton.

Spielen Sie das Lied mit gleichbleibendem Tempo, rubato würde das Majestätische dieses Liedes beeinträchtigen. Ein ganz leichtes ritardando am Ende des Liedes kann nicht schaden. Geben Sie allen Noten, mit Ausnahme der viertel und halben Noten, ihren vollen Wert. Das heißt nicht, den Buchstaben, sondern den Geist des musikalischen Gesetzes erfüllen. Alle Musiker sollten sich danach richten. Merkwürdigerweise singt der gewöhnliche Sänger dieses Lied schon rein gefühlsmäßig richtig, auch wenn er sonst keine musikalische Ausbildung hat.

largo: sehr langsam, breit.
rubato: „geraubt", eine Note wird auf Kosten der anderen länger ausgehalten; in Takt und Tempo nicht strenger Vortrag.
ritardanto: verzögernd, langsamer werdend.

ABENDMAHLSSPRUCH
JANUAR 1968

Sonntagsschule:

Jesus sprach: „Wenn jemand will des Willen tun, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede." (Joh. 7:17)

Juniorsonntagsschule:

Jesus sprach: „Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe." (Joh. 15:12)



Liebe Leser! Beim „Lied für die Juniorsonntagsschule" auf Seite 437 in der Oktober-Ausgabe des STERNS fehlen irrtümlicherweise der Name der Komponistin Mabel Jones Gabbott und der Textdichterin Gladys E. Seely. Wir bitten um Verständnis für dieses Versehen. STERN-Redaktion

Krokodile gehen nicht zur Sonntagsschule

VON JANICE DIXON

Dieter war drei Jahre alt.

„Wenn du drei bist, darfst du zur Juniorsonntagsschule gehen", hatte die Mutter ihm gesagt. Er erinnerte sich daran, denn heute war er genau drei Jahre alt.

„Ich möchte zur Sonntagsschule", sagte Dieter und zog seine neuen Strümpfe und Schuhe an.

„Die Sonntagsschule ist erst morgen", sagte die Mutter, „heute ist Sonnabend. Heute gehen wir in den Zoo und sehen uns die Tiere an."

„Gehen die Tiere im Zoo auch in die Sonntagsschule?" fragte Dieter.

Die Mutter lachte und sagte: „Nein, sie wüßten ja nicht, wie sie sich in der Sonntagsschule verhalten müssen."

Das Eingangstor des Zoos schien himmelhoch zu sein. Oben auf dem Tor lag auf jeder Seite ein steinerner Puma. Dieter lief schnell hinein, wo ihn die Pumas nicht sehen konnten. Da hörte er ein lautes Brüllen; es klang so laut wie der Donner, der schrecklich dröhnte, auch wenn Dieter sich das Kissen über den Kopf zog. Er hielt sich an Mutters Hand fest, und beide gingen dahin, woher das Brüllen kam. Ein gelber Löwe lief in seinem Käfig hin und her. Nach ein paar Schritten riß er jedesmal seinen Rachen auf und stieß ein schauriges Brüllen aus.

„Ich weiß, warum der Löwe nicht zur Sonntagsschule geht", sagte Dieter, „er macht zuviel Lärm."

Das Brüllen des Löwen brachte die schnatternden Affen zum Schweigen, und Dieter lief hinüber, um ihnen zuzuschauen, wie sie auf den Stangen herumkletterten und sich hin und her schwangen. Ein Affe jagte einen anderen immer im Kreis herum. Ein kleiner brauner Affe mit ernsten Augen machte einen Handstand und schaute zwischen seinen Beinen hindurch auf Dieter.

„Ihr dürft nicht zur Sonntagsschule", sagte Dieter, „ihr könnt nicht stillsitzen."

Das Eselchen hatte ein weiches braunes Fell und eine warme feuchte Nase. „Es sieht aus wie ein Pferd, nur die Ohren sind anders." Doch als das Eselchen sein Maul öffnete und „Iaaa, Iaaa" schrie, schimpfte Dieter. „In der Sonntagsschule darfst du aber nicht so laut lachen", sagte er.

Der Ochse stand hinter zwei starken Drahtzäunen; aber als er Dieter sah, kam er angelaufen und wollte ihn mit seinen spitzen Hörnern stoßen. „Du mußt aufhören, andere zu stoßen", warnte Dieter ihn, „sonst kannst du niemals den Geschichten zuhören." Doch der Ochse schüttelte nur seine spitzen Hörner.

Im Käfig des Nilpferds sah Dieter überall auf dem Boden Futter herumliegen. Das Nilpferd schien sich nicht daran zu stören. Es schlief unter dem Wasser, und nur seine Nase schaute hervor. Auf der einen Seite des Käfigs lagen Salatblätter herum und auf der anderen Seite Apfelsinen. Über den ganzen Boden war Heu verstreut, und eine Mohrrübe schwamm auf dem Wasser und stieß bald gegen die Nase des schläfrigen Nilpferds.

„In der Kirche wirft man kein Essen oder andere Sachen auf die Erde", sagte Dieter. „Wir halten unsere Kirche sauber." Das Nilpferd gähnte, öffnete sein großes Maul, verschlang die Mohrrübe und schlief weiter.

Das Krokodil in seinem Käfig schlief ganz fest. Dieter rief: „ Hallo, Krokodil!" Doch es zuckte nicht einmal mit dem Auge oder seinem Schwanz. Der Zoowärter warf ihm etwas zu fressen hin, und Dieter rief nochmals und etwas lauter: „Hallo, Krokodil!" Das Krokodil rührte sich nicht. Es sah aus wie ein großes Gummitier, mit dem man in der Badewanne spielt. „Wenn das dumme alte Krokodil nicht zuhört, dann wird es nie die Lieder und Geschichten hören."

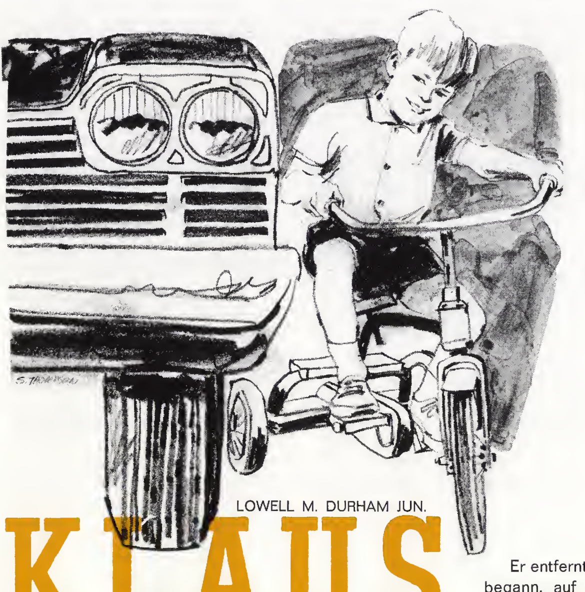
Dieter besuchte alle Tiere im Zoo, doch er fand keines, das wußte, wie es sich in der Sonntagsschule zu verhalten hat. Als letztes sahen sie den Elefanten. Dieter besuchte ihn immer zuletzt, denn er mochte ihn am liebsten. Die Mutter erzählte ihm, daß Elefanten sich noch nach vielen Jahren an etwas erinnern können. Er beobachtete, wie der große graue Elefant umherlief. Als der Elefant Dieter sah, kam er zu ihm gelaufen und streckte ihm den Rüssel hin.

„Er erkennt mich!" rief Dieter lachend und gab ihm Brotstückchen aus einer Tüte.

„Und ich werde daran denken, wie ich mich in der Sonntagsschule verhalten muß. Ich will daran denken, nicht so viel Lärm zu machen wie der Löwe, nicht so hin und her zu springen wie die Affen, nicht so laut zu lachen wie das Eselchen oder andere zu stoßen wie der Ochse. Ich will nicht so unordentlich sein wie das Nilpferd, und ich will besonders aufmerksam zuhören, wenn Geschichten erzählt werden. Ich will nicht einschlafen wie das Krokodil."

Und als Dieter am nächsten Tag zur Sonntagsschule ging, dachte er wirklich daran.





LOWELL M. DURHAM JUN.

KLAUS

„Ich kann auch Autos ganzmachen!" schmollte Klaus. Er stand breitbeinig vor mir, den Kopf hocherhoben und die Hände auf die schmalen Hüften gestützt. Ich hatte ihm zu erklären versucht, warum ein kleiner vierjähriger Junge mir nicht helfen konnte, das Familienauto zu reparieren, doch leider ohne jeden Erfolg. Seine blauen Jeans waren zwar verblichen, aber sie waren sauber; und ich wußte, Mutter würde uns beide ausschelten, wenn er sich seine sauberen Sachen über und über mit Öl beschmierte.

Klaus trottete um das Auto; er ergriff einen Schraubenschlüssel und begann, auf die Autohaube zu schlagen, zuerst leise, doch dann immer lauter und schneller. Zornig entriß ich ihm den Schraubenschlüssel und schlug ihm auf die Finger. Er begann sogleich leise zu weinen und trottete niedergeschlagen um das Auto. Im nächsten Augenblick war er schon wieder da, lutschte am rechten Zeigefinger und zerrte mit der linken Hand reumütig am rechten Ohrläppchen. Bei Klaus war das ein Zeichen größter Müdigkeit oder verletzter Gefühle.

Ich arbeitete weiter unter dem Auto und versuchte, ihn, so gut es ging, nicht zu beachten. Ich sah, daß sein Schmollen schnell nachließ. Er beobachtete mich kühl aus den Augenwinkeln; dann schwang er sich auf sein Dreirad und begann, langsam und gemächlich im Kreis um meine Füße zu fahren. Ab und zu berührte er sie mit einem Rad und fuhr schließlich mitten über sie. Ich beachtete ihn nicht.

Er steckte seinen kleinen blonden Schopf unter das Auto. „Komm, wir wollen Flugzeug spielen", rief er. „Wir spielen nicht!" schrie ich zurück.

Er schwieg, dann sagte er versöhnlich: „Ich mag kleine Hunde, du auch?"

Ich brummte zustimmend. Im Augenblick fiel es mir nur schwer, kleine Brüder zu lieben.

Klaus trat fest und zielsicher auf mein Fußgelenk, dann verschwand er 30 erholsame Sekunden lang. Doch unter dem Auto hervor konnte ich sehen, daß er zurückkehrte. Die abgetragenen Cowboystiefel, aus denen die Jeans halb heraushingen, trotteten drohend auf mich zu. Wieder tauchte sein gebräuntes kleines Gesicht unter dem Auto auf.

„Mutter ruft dich", sagte ich.

Er entfernte sich etwa zehn Schritte, hockte sich hin und begann, auf dem leicht geneigten Garagenboden Marmeln herabrollen zu lassen. Die beiden ersten rollten rechts an mir vorbei; die dritte, zweifellos seine größte, traf mich mitten auf den Kopf.

Jetzt riß mir der Geduldsfaden. Mühsam krabbelte ich unter dem Auto hervor und stieß mir den Kopf, als ich hochkam. Ich schnappte ihn mir und gab ihm einen kräftigen Klaps auf den Hosenboden, dann setzte ich ihn ein wenig zu hart auf die Hintertreppe. Es folgten Tränen und Weinen. Der tröstende Zeigefinger wanderte wieder in den Mund, und die linke Hand zerrte am rechten Ohrläppchen. Sein kleines gebräuntes Gesicht war doch nicht so braun, wie ich dachte; eine Träne hatte auf seiner Wange eine hellere Furche gezogen.

„Was ist los? — Große Cowboys weinen nicht", sagte ich.

Er schaute zu Boden und wischte sich mit dem Unterarm über die Augen.

„Du willst doch ein großer Cowboy werden?" fragte ich ihn.

„Nein", sagte er still. Das war eine Überraschung; es war immer sein größter Wunsch gewesen, über die Weide zu reiten.

„Was willst du denn werden?" fragte ich.

Er schwieg und schaute mich aus blauen tränennassen Augen an. Dann würgte er mit erstickter Stimme hervor: „Ich will so werden wie du." Damit drehte er sich um und rannte die Stufen hinauf.

Mich überlief es warm und kalt zugleich — warm, weil mein kleiner Bruder so werden wollte wie ich, und kalt, weil ich solche Anhänglichkeit nicht verdiente. Ich ging hinauf, nahm Klaus in die Arme, und wir stiegen beide hinunter, um an dem Auto zu arbeiten.

DIE AM MEISTEN LIEBEN

VON SUE SMART

Du bist weit weg von Zuhause. Du triffst einen Fremden, und während der Unterhaltung findet er heraus, daß du ein Mormone bist. Er zeigt sich interessiert, ist aber kritisch-spöttisch. Voll Skepsis fragt er: „Was ist der allerwichtigste Grundsatz in Ihrer Kirche, die allerwichtigste Lehre?" Da ist also die goldene Gelegenheit, auf die du gewartet hast, die Gelegenheit, jemanden zu bekehren! Aber dieser Mann und seine Frage stellen dich vor ein Rätsel. Du kennst die Glaubensartikel. Du hast auch die ersten paar Missionarslektionen gelernt. Aber was sollst du diesem Mann sagen, der einfach wissen will, was der Angelpunkt deiner Kirche ist?

> „Und einer unter ihnen, ein Schriftgelehrter, versuchte ihn und fragte:
>
> Meister, welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz?
>
> Jesus aber sprach zu ihm: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte.
>
> Dies ist das vornehmste und größte Gebot.
>
> Das andre aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.
>
> In diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten."
>
> (Matth. 22:35-40)

Liebe! Das war der erste Grundsatz in der Kirche Christi, als er auf Erden wandelte, und der erste Grundsatz seiner Kirche, als sie durch Joseph Smith wiederhergestellt wurde.

Weil uns Mormonen so viel zur Verfügung steht, beschäftigen wir uns manchmal zu sehr mit den ungewöhnlichen Seiten unserer Religion und verlieren die Hauptziele aus den Augen. Vor allem ist unsere Religion eine der Liebe. „Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe." (Joh. 15:12)

Das gesamte Leben Christi war eine Lektion in Liebe, in Dienen und in Mitgefühl. Er ist daher unser Erlöser, der uns die Liebe als Lebensweg gelehrt hat. Ich glaube, ich könnte mein ganzes Zeugnis darauf begründen, denn selbst in meinem kurzen Leben habe ich herausgefunden, daß das Wahre, das Lohnende durch Liebe zustande kommt.

Obgleich aber Liebe etwas so Schönes ist, läßt sie sich doch nicht so leicht tatsächlich anwenden. William Penn sagte einmal: „Die Liebe ist die schwerste Lektion im Christentum; aus diesem Grunde aber sollten wir uns besonders bemühen, sie zu lernen." Warum ist es so schwer, die Liebe zu lernen und anzuwenden, wenn sie etwas so Schönes ist?

Ein Grund besteht darin, daß die meisten Leute die Liebe nicht in einem praktischen Sinn verstehen. Sie denken sich die Liebe als etwas Abstraktes, etwas, worüber sich sehr gut sprechen läßt. Wenn es aber darum geht, sie wirklich zu praktizieren, läßt sich damit in unserer Welt der Spannung und Unrast scheinbar nur wenig anfangen.

Christus war der beste Verfechter der Liebe. Er war derjenige, der mehr als jeder andere für die ganze Menschheit tiefe Liebe empfand. Menschenmengen zogen mit Ihm und folgten Ihm, wohin Er ging. Manchmal denke ich, daß viele von diesen Leuten gar nicht wirklich verstanden, was Jesus sagte — sie folgten Ihm nur aus reiner Liebe.

Es gibt noch andere Beweise für die Macht der Liebe.

Erfolg kommt nicht von ungefähr — „Psychokybernetik" ist der Titel eines Buches über die Entwicklung der Persönlichkeit. Der Verfasser, Dr. Maxwell Maltz, schreibt von Liebe und Nächstenliebe als besonders wesentlichen Bestandteilen des Erfolgs. Dieser Mann predigt nicht eine Religion, sondern zeigt uns den Wert der Liebe in der Psychologie.

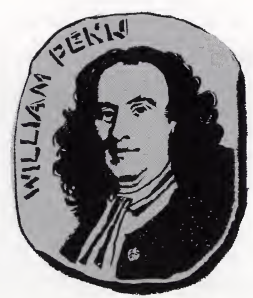
Erich Fromm, ein Philosoph, beschreibt die Liebe als die einzig wirksame Methode, womit die Menschen die ihnen innewohnende Einsamkeit überwinden können. Er spricht auch nicht zugunsten der Religion, sondern von einem philosophischen Standpunkt aus.

Wenn wir die Liebe als praktische Macht anerkennen, die wir im Leben verwenden können, besteht der nächste Schritt darin, daß wir die Furcht überwinden, die uns von der Liebe abhält.

Die Furcht hindert die Völker daran, einander zu vertrauen und miteinander zu arbeiten; die Furcht hindert auch uns, unsere Liebe zu geben und zu teilen. Wir werden durch unsere Umwelt geängstigt; wir fürchten uns, Schaden zu nehmen. So wie die Furcht die Nationen dazu veranlaßt, miteinander Krieg zu beginnen, so führt diese Furcht auch uns dazu, mit unsrer Umgebung Kriege zu führen und die Liebe zu zerstören.

Jeder von uns hat seinen eigenen Verteidigungsmechanismus. Um zu verhindern, daß wir Schaden leiden, entwickeln wir ein System der Abwehr. Die Schranken, die wir um uns errichten, halten vielleicht den Schaden von uns ab; aber sie hindern uns auch daran, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen.

Der Argwohn wirkt wie ein Radarwarnsystem in unserem Krieg gegen die Liebe. Er führt uns dazu, daß wir denjenigen unsere Liebe versagen, die sie nicht erwidern können. Das klingt vernünftig, aber Jesus sagte



doch: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen." (Matth. 5:43-44)

„Und wenn ihr liebet, die euch lieben, was für Dank habt ihr davon? Denn auch die Sünder lieben ihre Freunde." (Luk. 6:32)

„Wer dich bittet, dem gib . . ." (Luk. 6:30.) Wir sehen daraus, daß es im Herzen der Jünger Christi keinen Platz für Argwohn geben darf; Er verlangt eine bedingungslose Liebe.

Vernachlässigung und Selbstgefälligkeit bilden die Schranken um uns, die uns hindern zu lieben. Beinahe jeder von uns macht sich in gewissem Maße der Nachlässigkeit schuldig. Vielleicht haben wir eine Gelegenheit nicht wahrgenommen, jemandem zu helfen.

Vielleicht hätten wir jemandem Mut zusprechen oder seine Sorgen zerstreuen können. Wenn wir aber diese Vernachlässigung zu einer Gewohnheit werden lassen, nehmen wir uns selbst die Gelegenheit zu lieben.

Die Gefühle der Selbstbemitleidung und der Minderwertigkeit bilden ein Waffenarsenal, das die Liebe verscheucht. Minderwertigkeit ist ein häufiges Gefühl, aber es macht die Liebe oft unmöglich. Einer meiner Bekannten hat ausgesprochene Minderwertigkeitsgefühle. Er denkt oft, er sei wertlos. Diese Einstellung hindert ihn daran, Liebe anzunehmen — entweder weil er sie nicht erkennt oder weil er an ihrer Aufrichtigkeit zweifelt. Aus demselben Grunde kann er keine Liebe geben, weil er meint, sie habe nur wenig Wert für den andern. Das ist ein unglücklicher Zustand, weil dieser junge Mann eine große Liebesfähigkeit besäße, wenn er nur die Schranken der Minderwertigkeit durchbrechen könnte.

Es ist der Stolz, der für uns den Krieg erklärt. Wie oft sind wir schon unfreundlich zu denjenigen gewesen, die wir für uns unterlegen halten, einfach weil wir fürchten, wir könnten unseren eigenen Stand in der Gesellschaft gefährden? Der Stolz teilt jedem in unserer Umgebung mit, daß wir uns mehr um uns selbst und die eingebildeten Früchte des Stolzes kümmern als um die Liebe. Er sagt uns, wir brauchten keine Liebe und wir könnten nicht wagen, uns selbst zu schenken. Wenn wir bittere Gefühle hegen, so führen wir einen kalten Krieg — einen Krieg, der kein Ende findet, weil wir nicht bereit sind, zu vergeben oder zu einer Vereinbarung zu gelangen.

Schlechte Laune bedeutet einen Angriff auf die Umwelt. Sie dringt in das Herz möglicher Freunde ein und zerstört die Liebe, die wir sonst vielleicht hätten teilen können.

Einige Menschen verwenden die Waffe des Schocks, um Liebe zu zerstören. Sie bombardieren die Liebe, indem sie sagen: „So wie ich bin, würdest du mich nicht mögen, daher will ich etwas Schockierendes sein; dann wirst du mich wenigstens zur Kenntnis nehmen." Diese Leute fallen tatsächlich auf, aber sie können weder Liebe geben noch sie annehmen, weil sie mit sich selbst nicht ehrlich sind und nicht zugeben wollen, was sie wirklich sind.

Unser Problem ist also: Wir lassen uns durch die eigene dumme Furcht dahin bringen, daß wir miteinander Krieg führen und daß das Hervorkommen der Liebe verhindert wird. Wäre es nicht an der Zeit, Frieden zu schließen und eine totale Abrüstung ins Auge zu fassen? Nur wenn unsre Abwehrmaßnahmen ganz beseitigt werden, kann die Liebe in unser Herz eingehen.

Nicht immer spielt sich das alles auf einer gemeinsamen Ebene ab. Wir sind vielleicht unbewaffnet, während andere mit Atombomben kämpfen; aber wir müssen mutig sein, denn das ist der Auftrag unserer Religion.

Wenn wir uns selbst entwaffnet haben, können wir die Liebe in unser Herz einlassen. Das Christentum besteht aber aus mehr als nur dem allein. Wir müssen nicht nur die Liebe in unser Herz einlassen, sondern wir müssen sie auch nach außen erstrekken und sie ausstrahlen. Wir müssen unsre Umgebung lieben; wir müssen Menschen lieben, die wir nicht einmal kennen; ja, wir müssen unsere Feinde lieben. Diese Liebe muß zu einer vollkommenen Lebensweise werden, sie muß uns in allem lenken. Sie muß uns anspornen, daß wir mit allen Menschen Nachsicht haben, daß wir jedem, der in Not ist, helfen und grenzenloses Mitgefühl haben.

Das ist es, wonach wir streben. Das bedeutet mehr als eine 75prozentige Anwesenheit in der Sonntagsschule. Es ist mehr, als einen vollen Zehnten zu zahlen. Es bedeutet, daß wir einen Zustand der Liebe erreichen, der uns umstrahlt und unser ganzes Leben leitet.

Denke eine Minute an das, was du liebst. Denke vielleicht an deine Familie oder ein paar Freunde, die dir wirklich teuer sind. Denke daran, was diese Liebe dir bedeutet, und nun stelle dir vor, du hättest diese Liebe für die Gesamtheit des Lebens! Stelle dir dieses Gefühl für die Gesamtheit der Menschen vor! Das ist das Christentum Jesu Christi.

Freiherr von Spanheim, der große deutsche Gelehrte, sagte einmal: „Die wahren Jünger Christi sind nicht diejenigen, die am meisten wissen, sondern die am meisten lieben."

Als Kirche müssen wir der Welt zeigen, daß wir die Kirche Christi sind, weil wir lieben! Unser Missionssystem ist großartig; aber wenn wir uns einer Kirche rühmen dürften, wo die Mitglieder wahrhaft lieben, dann würden die Menschen sich in unsere Reihen drängen.

Die Leiden und Freuden des Winters

VON PAUL KELLER

Peterle hatte seinen Aufsatz „Die Leiden und Freuden des Winters" geschrieben. Alle Buben im Deutschen Reich schreiben im Dezember Aufsätze über „Die Leiden und Freuden des Winters". Peterle war auf seine Dichtung sehr stolz und trug das Schulheft zu seinem Freunde, dem alten Gottlieb Peuker, der in seiner kleinen Stube im Hinterhause der Hartmannschen Besitzung mit der Tabakspfeife am Tische saß ...

Er setzte sich breit an den Tisch, hustete dreimal und begann: „Die Leiden und Freuden des Winters. Der Winter ist eine schlechte Zeit."

„Nee, nee", sagte Gottlieb, „das is nich wahr. Die Ernte is viel schlechter."

„Das hat aber der Lehrer gesagt", verteidigte sich Peterle und las weiter: „Der Winter ist eine schlechte Zeit. Er beginnt am 21. Dezember."

„Warum is denn nu das gerade so 'ne Schlechtigkeit vom Winter, daß a am 21. Dezember beginnt?" erkundigte sich Gottlieb.

Peterle sah ihn mißmutig an.

„Nu, wenn a doch amal am 21. Dezember anfängt. Das macht a doch! Und schlecht is a einmal. Laß mich ock lesen! Am 21. Dezember. Auf dem Felde erfrieren die Hasen und die Rehe, und der Fuchs geht auf Raub aus."

„Peterle", warf Gottlieb wieder dazwischen, „haste schon amal 'n erfrorenen Hasen gesehen? Nich? Ich hab' schon zwei Stück gesehen. Und lebendige hab' ich aber mehr gesehen. Viel mehr! Und haste schon amal 'n Fuchs auf Raub ausgehen gesehen? Nich? Ich auch nich! Bei uns gibt's ja gar keene Füchse."

„Aber wenn's doch nu amal anderswo welche gibt! Laß mich ock lesen! Der Schnee liegt höher als ein Haus, und das arme Mütterchen sucht Holz im Walde."

„Was für a armes Mütterchen?"

„Nu, halt a armes Mütterchen."

„Wenn die ock nich etwa gar in dem haushohen Schnee steckenbleibt. Sowas sollte das alte Weib lieber nich riskieren."

„Vater Gottlieb, du bist aber —. Na, laß mich ock lesen! Die armen Leute frieren in den Stuben und haben nichts zu essen."

„Na, lange werden das die armen Leute aber nich aushalten. Da is bloß gutt, daß ich und du so reiche Kerle sind. Da frieren wir doch nich und haben auch was zu essen."

„Gottlieb, wenn du so bist, da — da mag ich überhaupt nich mehr."

„Nu, ich kann doch nich dafür, daß wir reich sind. Na, da lies weiter! Jetzt kommen wohl die Freuden des Winters dran?"

Peterle sagte mit knurriger Stimme: „Nee, noch ein Leiden! Wenn Eiszapfen am Dache hängen, dann fallen sie unachtsamen Kindern auf den Kopf." Er machte eine Pause, weil er wieder einen Einwurf erwartete, aber Gottlieb nickte nur ernsthaft mit dem Kopfe, als wollte' er sagen: „Ja, ja, diese Eiszapfen! Sie sind eine rechte Landplage!"

„Der Winter hat aber auch seine Freuden. Die Kinder laufen Schlittschuh."

„Ach, fährst du jetzt auch Schlittschuh?"

„Nee, ich hab' gar keene. Aber andere! Laß mich ock lesen! Und manche fahren lustig auf dem kleinen Handschlitten."

„Da haste auch keenen?" fragte Gottlieb.

Peterle schüttelte den Kopf.

„Der Schnee ist wie ein Leichentuch. Nee, verflixt, das paßt nicht zu a Freuden. Das paßt blos vornehin zu a Leiden. Da wer' ich Leichentuch ausstreichen und Brautkleid darüberschreiben. Das is alles dasselbe. Wie ein Brautkleid! Der liebe Niklas bringt schöne Geschenke. Und am schönsten ist das heilige Weihnachtsfest. Fertig!"

„Nu ja ja", sagte Gottlieb, „Voriges Jahre haste ja nischt zu Weihnachten gekriegt. Aber du kannst's ja schreiben. 's is a recht hübscher Aufsatz. Ich tät'n ja anders machen."

„Du?" fragte Peterle abfällig. „Wie willst du'n denn machen, wenn du alles gar nich mit in der Schule gehört hast?"

„Nu, ich werd' amal probieren. Ich werd' amal denken, ich bin der Peterle und mach'n Aufsatz. Wenn bloß das Schreiben nich wär'!"

Gottlieb Peuker suchte unter dem Kleiderschrank ein Tintenfläschchen und eine Feder hervor, prüfte die arg verrostete lange auf seinem Daumennagel, nahm endlich einen Briefbogen aus der Tischschublade und fing an zu schreiben. Er stöhnte ein paarmal leise dabei, und die Feder kratzte jämmerlich, aber es lag ein schöner, friedlicher Zug auf dem Gesicht des alten Schreibers. Peterle las indessen in einem Buch über den Krieg von 1864. Es dauerte eine halbe Stunde, dann sagte Gottlieb:

„Nu werd' ich dir meinen Aufsatz vorlesen. Die Leiden und Freuden des Winters, Aufsatz von Peterle.

Der Winter ist nicht sehr schön, weil ich lieber barfuß

gehe als in den schweren Holzlatschen. In Holzlatschen kann man gar nicht schnell rennen. Mein Vater geht im Winter in die Fabrik, aber die Mutter verdient weniger. Da können wir bloß sonntags Fleisch essen. Und Wurst gibt es gar nicht. Im Sommer ist die Kost besser. Sonst gibt es nicht viel Leiden in Teichau. Bloß die alte Pätzoldten hat es schlecht, weil sie Botenfrau ist, und der Briefträger und der Wilke-Bauer, der immer die Gicht kriegt. Ich muß mich auch immer sehr wurmen, weil ich keinen Schlitten und keine Schlittschuhe habe. Wenn ich die 1 M. 50 Pf., die ich gespart hatte, weil ich im Sommer immer auf Arbeit gehe, nicht hätte auf ein Halstuchel gebraucht, da hätt' ich Schlittschuhe, und es wär' eine Freude des Winters. Der Winter hat auch seine Freuden. Ich stehe erst um ½8 auf. Das paßt mir. Und ich schmeiß' alle Jungen und Mädel mit Schnee. Das paßt mir auch. Der Kaufmann freut sich, weil er viel Petroleum verkauft. Mein Freund, der alte Gottlieb Peuker, freut sich auch, weil er nichts zu tun hat und immerzu Pfeife rauchen kann. Alle Leute sind im Warmen, sogar die im Gemeindehaus. Alle haben zu essen. Und der Hund freut sich, weil er am Ofen liegt. Das Feld freut sich, weil es nicht gepflügt und nicht gekratzt und nicht gewalzt und nicht geschnitten wird. Aber dem Felde sieht man die Freude nicht an, man kann sich's bloß denken. Die Hasen freuen sich nicht sehr. Das ist, weil sie Faulpelze und Dummriane sind. Zu Weihnachten haben wir keine Schule. Da freuen wir uns mächtig darüber.

Fertig!" schloß Gottlieb. „Was meinste zu meinem Aufsatz?"

Peterle starrte ihn an. Vor Erstaunen hatte er keinen Einspruch gewagt. Jetzt raffte er sich auf:

„Keile tätste kriegen", sagte er. „Übergebuckt würd'st du! Zeig amal her!"

Gottlieb reichte ihm den Briefbogen. Da las Peterle und stieß viele Schreie jubelnden Entsetzens aus und nahm Gottliebs Feder und fing an anzustreichen. Am Schluß holte er tief Atem.

„35 Fehler ohne die Komma", sagte er. „Ungenügend! Liederlich! Nachsitzen! Noch einmal! Strafe!"

Gottlieb lächelte verlegen.

"'s is noch nich alles", sagte er. „Du mußt amal a Bogen umdrehen." Da wandte Peterle das Papier und las noch:

„Eine sehr große Freude des Winters ist es, wenn der alte Gottlieb einen Aufsatz schreibt und so viel Fehler macht, daß man sich halbtot lachen muß. Und dann ist es auch eine große Freude des Winters, daß mir der Gottlieb zu Weihnachten ein Paar Schlittschuhe kauft und mir morgen im Holzschuppen einen kleinen Schlitten macht."

Peterle wurde blaß vor Schreck.

„Das is ja nich wahr —"

„Nu, hast du's nicht schriftlich? Da wird's doch wahr sein."

„Ein Paar Schlittschuh'! Einen Schlitten! Da muß ich heim!"

Er machte drei wilde Freudensprünge, nahm das Papier und raste davon. Aber er kam bald wieder und guckte verlegen zur Tür herein.

„Gelt, Gottlieb, du bist doch nich böse, weil ich das von den 35 Fehlern gesagt hab'?"

„Nee, nee, Peterle, die uff der zweiten Seite haste ja nich mitgerechnet."

Mit Genehmigung des Bergstadtverlages Wilh. Gottl. Korn in München entnommen dem Roman von Paul Keller „Der Sohn der Hagar".

Fortsetzung von S. 519

Macfarlane setzte sich wieder an die Orgel. Zögernd zuerst, doch dann beherzt, schlug er die Akkorde an. Plötzlich begann der Raum zu leben. Seine Frau griff die Melodiestimme auf, und er sang dazu die starke Baßstimme. So sangen sie zusammen das Lied einmal, zweimal und ein drittes Mal. Als sie endeten, weinte Ann.

Charles Walker war von dem neuen Lied begeistert. Er erkannte die starke Ausdruckskraft und deutete an, daß es eines Tages sehr beliebt sein würde. Er wollte aber nichts davon wissen, daß er als Mitschöpfer des Liedes genannt werde. Es war Macfarlanes Lied; es waren seine Worte und seine Musik, und er verdiente alles Lob.

Als der St.-George-Chor das Lied zum erstenmal sang, wurde es begeistert aufgenommen. In den darauffolgenden Wochen sangen es die Menschen zu Hause; die Kinder sangen es, wenn sie am Weihnachtsabend singend von Haus zu Haus zogen, und man sang es in den verschiedenen Zusammenkünften. Am darauffolgenden Weihnachten sangen die Heiligen überall Macfarlanes Lied.

Von Utah aus verbreitete sich das Lied im ganzen Land, und in Albany, Atlanta, Lafayette und Lincoln sang man:

„Weit, weit entfernt, dort im Morgenland, haben die Hirten den Herrn erkannt."

Und es erschallte über die Meere hinaus in alle Welt, in Brüssel, Bordeaux, Liverpool und Lausanne erklang es:

„Ehre sei Gott, Ehre sei Gott,
Ehre sei Gott in der Höhe;
Fried' und Freude aller Welt,
wie's den Menschen wohlgefällt."

Und so erklingt John M. Macfarlanes Botschaft jedes Jahr aufs neue und bringt den Menschen die wunderbare Weihnachtsbotschaft, wie es im zweiten Vers heißt:

„Süß ist der Sang, der den Weg uns zeigt,
Botschaft der Liebe vom Himmel steigt."

Und im dritten Vers:

„Schick du auch Engel zu uns, o Herr,
die uns verkünden die heil'ge Mär."

Die letzte Strophe des Liedes ist ein Aufruf zur Brüderlichkeit an die ganze Welt:

„Singt, all ihr Menschen, mit frohem Schall:
Christ ist geboren in Bethleh'ms Stall:
Ehre sei Gott, Ehre sei Gott,
Ehre sei Gott in der Höhe,
Fried' und Freude aller Welt,
wie's den Menschen wohlgefällt."

John M. Macfarlane gestand sich zwar noch nicht sofort ein, daß seine besondere Berufung in ein Klima, das dem Judäas so ähnlich ist, erfüllt sei; doch gelangte er allmählich zu dieser Erkenntnis, als ihm bewußt wurde, daß ein Mormone der Welt eines ihrer bekanntesten Weihnachtslieder geschenkt hatte.

Aufforderung zu größerem Fleiß



„In der ganzen Geschichte der Welt gab es kein wunderbareres Ereignis, als die Herzen der Söhne zu den Vätern zu bekehren. Von dem Tag an, wo Moroni diese Botschaft dem Propheten Joseph Smith brachte, haben Männer und Frauen auf der ganzen Welt Gesellschaften gegründet, ihre Ahnen erforscht und genealogische Urkunden ihrer Familien zusammengetragen. Viele Millionen wurden für diesen Zweck aufgewendet. Ich habe oft mit Menschen gesprochen oder von ihnen gehört, die eine große Summe Geldes ausgaben, um einen Bericht über ihre Ahnen zusammenzustellen; als man sie nachher fragte, warum sie es getan hätten, sagten sie: ‚Ich weiß es nicht, ich fühlte den unwiderstehlichen Wunsch, diesen Bericht zu verfassen und dabei keine Kosten zu scheuen. Nun, da er fertig ist, habe ich eigentlich keine Verwendung dafür.' Für die Heiligen der Letzten Tage haben solche Bücher einen unermeßlichen Wert. Wenn wir Jahr um Jahr ernst danach trachten, mehr Kenntnis über die Angehörigen unserer Familie zu bekommen, die ohne vom Evangelium zu wissen verstorben sind, wird der Herr uns gewiß segnen, so daß wir bekommen, was wir suchen." (Konferenzansprache von Präsident Heber J. Grant im April 1928)

In einer der ersten Veröffentlichungen der Kirche gibt es einen interessanten Artikel über diese wichtige Pflicht: nämlich die Ausforschung von Daten, die notwendig sind, um mit den darauf beruhenden Urkunden die Verordnungen im Haus des Herrn für unsre Vorfahren durchführen zu können. „Das Licht der Wahrheit, das den Bekehrten erleuchtet, richtet sich nach seiner Taufe oft auf die Erlösung seiner Vorfahren. Da es ihm aber an Anweisungen fehlt, wie er die notwendigen Angaben bekommen und verwenden soll, schiebt er nur allzuoft das Vorhaben auf, bis er nach Zion kommt, oder er wartet, bis ein Tempel gebaut wird. . .

Man hat oft eine gute Möglichkeit, die Daten von Leuten und Berichten in der Stadt zu bekommen, wo man selbst und seine Eltern gelebt haben. Seit vielen Jahrhunderten werden in den meisten christlichen Ländern Kirchenbücher geführt. Sowohl in Europa als auch in Amerika haben die Regierungen Register von Testamenten, Verträgen, Einberufungslisten und anderen wichtigen Berichten geführt, woraus genealogische Informationen entnommen werden können. Für die Forscher aus den Reihen der Heiligen der Letzten Tage ist es ein Glück, daß diese Gewohnheit seit Hunderten von Jahren gepflegt wurde. Einige dieser Berichte gingen verloren, andere wurden in Kriegszeiten vernichtet, einige wurden durch Feuer und Feuchtigkeit zerstört; das Wunder aber ist, daß es eine so große Menge dieses genealogischen Materials in den Archiven der Kirchen, Pfarren und Regierungsämter gibt und daß all dies demjenigen zur Verfügung steht, der danach sucht."

Es ist höchst interessant zu beobachten, daß wir seit vielen Jahren hören konnten, wieviel Anstrengung und Arbeit auf die Genealogie verwendet wurde — die Kirchenmitglieder haben Unterrichtsklassen besucht, sich verschiedenen diesbezüglichen Organisationen angeschlossen, in Gemeinden und Pfählen Gruppen und in Missionen und Distrikten Studienklassen eingerichtet — alles zu dem Zweck, sich in der Forschungsarbeit und im Tempelwerk zu betätigen. Andererseits aber zeigt sich folgendes: Wenn man Forschung und Tempelarbeit betreiben will, muß man damit einmal wirklich beginnen. Der Unterricht spielt gewiß eine wesentliche Rolle bei diesem höchst wichtigen Thema, aber er kann das tatsächliche Handeln nicht ersetzen. Viele Mitglieder der Kirche haben unzählige Stunden mit theoretischer Genealogie verbracht, aber nur allzu wenige haben dieselbe Anzahl von Stunden auf die tatsächliche Ausführung verwendet.

All denen, die Heilande auf dem Berge Zion werden wollen, steht der Weg offen. Das ist all denen klar, die erkennen, daß der Prophet Elia erschienen ist und sein Werk der Welt dargeboten hat. Jede genealogische Gesellschaft, Bibliothek und Zeitschrift, jede der Millionen genealogischen Urkunden, jeder Name auf jeder Seite eines jeden Stammbaumes und jeder Mensch in den zivilisierten Ländern unserer Welt, der sich mit der

Erforschung seiner Toten befaßt — sie alle sind greifbare Zeugen, daß Elia gekommen ist, denn sie alle sind ein Beweis für die Erfüllung der Sendung dieses Propheten, nämlich „das Herz der Söhne zu ihren Vätern zu bekehren".

Die Früchte seiner Sendung sind rund um uns. Die Beweismittel sind stichhaltig, es läßt sich nicht mehr daran rütteln: Elia ist gekommen; eine der größten Prophezeiungen hat ihre Erfüllung gefunden.

Wenn wir als das Israel des Herrn in den Letzten Tagen auf die Gebote Gottes hören und unsre Zeit und Mittel auf die Förderung dieses Werks verwenden wollen, dann wird der Herr uns mit Erkenntnis und Macht segnen, so daß wir die uns aufgetragene Arbeit erledigen können.

Präsident Wilford Woodruff sagte bei der Einweihung des Tempels zu Salt Lake City: „Du hast schon viele Menschen, die mit Dir noch keinen Bund geschlossen haben, veranlaßt, nach ihren Vorfahren zu suchen, und dabei haben sie die Ahnenlinien von vielen Deiner Heiligen aufgedeckt; wir bitten Dich, dieses Verlangen in ihrem Herzen zu steigern, so daß sie auf diese Weise bei der Durchführung Deines Werkes mithelfen können. Wir bitten Dich, segne sie bei ihrer Bemühung, daß sie bei der Aufstellung ihrer Ahnentafeln nicht irren mögen. Weiter flehen wir Dich an, daß Du ihnen neue Informationsquellen erschließen und die Urkunden aus der Vergangenheit in ihre Hände gelangen läßt, damit ihr Werk nicht nur richtig, sondern auch vollständig sei."

Es gibt Tausende, die ein glühendes Zeugnis ablegen, daß diese inspirierten Worte um ihretwillen erfüllt wurden. Es wurden Urkunden gefunden, wo man gedacht hatte, es gäbe keine, und auf wundersame Weise wurden Dokumente bewahrt, um in dieser großen Forschungsarbeit verwendet zu werden.

Das ist eine Arbeit für alle Mitglieder. Alt und jung sollen tätig daran mithelfen. Jeder kann mit Fleiß und Erfahrung bei der Ahnenforschung Großes leisten. Hunderte Menschen in der Kirche haben ihren Verstand angestrengt und konnten so die Methoden der Genealogie beherrschen lernen und erstaunliche Ergebnisse erzielen, die sie zu weiterer Anstrengung begeistern.

Als Jesus Seine Jünger lehrte, sie sollten suchen und dann würden sie finden, sie sollten bitten, dann würden sie empfangen, und sie sollten anklopfen, dann würde ihnen aufgetan, meinte er das nicht theoretisch, sondern als eine wirkliche Gegebenheit. Diese Gegebenheit müssen wir auch in unserer Forschungsarbeit verwenden. Wir wollen die benötigten Angaben suchen, unsre Freunde und Verwandten zur Mithilfe auffordern und dann die Hilfe des Herrn erbitten, um ein Ergebnis zu erzielen. Wir brauchen es nicht aufzuschieben. Wir können heute damit beginnen, und wir können fast augenblicklich Ergebnisse erhalten. Der Herr wird uns segnen, wenn wir uns der Anstrengung unterziehen.

In seiner Sprache

VON IMMO LUSCHIN-EBENGREUTH

Der Jahreswechsel ist ein guter Vorwand, sich mit Vergangenheit und Zukunft zu beschäftigen, und wir haben uns das ganze Leben lang an diesen Vorgang so gewöhnt, daß es oft schon zu einer reinen Routinesache geworden ist.
Meldungen, die am Jahresende über das Wachstum der Kirche als Reich Gottes auf Erden zu lesen sind, werden allzuleicht als selbstverständlich hingenommen und weiter nicht besonders beachtet.
Das Jahr 1967 entspricht denn auch in allen bisherigen Punkten den Erwartungen: die Mitgliederzahl hat zugenommen, ebenso die Zahl der Gemeinden, der Pfähle, ja sogar die Zahl der Apostel wurde um einen vermehrt. Und doch ist gerade in diesem Jahr 1967 etwas Einmaliges geschehen, etwas Erstmaliges.

Stellen Sie sich vor, in der Versandabteilung einer Druckerei bei Frankfurt würde plötzlich alles verkehrt gemacht werden, und eine Zeitschrift würde wahllos in die Versandtaschen eingesteckt. Natürlich, das Titelblatt ist immer dasselbe, die Zeichnungen sind dieselben – der Unterschied liegt nur darin, daß derselbe Text in sieben Sprachen abgefasst ist.
Gäbe es eine solche Verwirrung, so wäre es leicht möglich, lieber STERNleser, daß Sie sieben Monate lang Ihre Kirchenzeitschrift jedesmal in einer anderen Sprache bekommen: De Ster, L'Etoile, Den danske Stjerne, Lys, Nordstjärnan, Valkeus, Der Stern – holländisch, französisch, dänisch, norwegisch, schwedisch, finnisch und deutsch.
Dieselbe Zeitschrift gibt es auch für Südamerikaner und demnächst für die drei Sprachen der Südseeinsulaner.
Der Inhalt wird für alle Ausgaben einheitlich in Salt Lake City zusammengestellt. Die Artikel, die den englisch erscheinenden Kirchenzeitschriften entnommen sind, werden dann in die einzelnen Sprachgebiete gesandt, dort übersetzt und – in Europa – nach Frankfurt zum Drucken geschickt.

Hinter diesen wenigen Sätzen verbirgt sich die Tatsache, daß die Kirche in diesem vergangenen Jahr einen sehr großen Schritt in Richtung auf ihre Weltgeltung getan hat. Das vielbesprochene Korrelationsprogramm ist in vollem Schwung; die Leitfäden und Handbücher erscheinen in allen Sprachen zu gleicher Zeit, mit dem gleichen Inhalt. Die neugeschaffene Übersetzungsabteilung der Kirche ist für diese ganze Arbeit verantwortlich.
Ab 1. September 1967 sind die Formulare, die in der Verwaltungsarbeit der Kirche leider unerlässlich sind, ebenfalls welteinheitlich. Natürlich gibt es einige Pannen, einige Kinderkrankheiten, aber Geduld ist eine der vornehmsten christlichen Tugenden.
Plötzlich wird es uns bewusst, daß wir im ganzen Europa gar nicht mehr so „weit von der Kirche" entfernt sind: wir sind ein anerkannter, herzlich willkommener Teil einer großen Gemeinschaft. Wir waren es schon immer, aber jetzt ist es uns mehr ins Bewußtsein gedrungen.
Dieser Umstand wird durch eine weitere Neueinführung unterstrichen. Ab 1. Januar 1968 geschieht die Unterweisung der Kircheneinheiten durch die 69 Regionalvertreter der Zwölf, die bei der Oktoberkonferenz 1967 ernannt wurden. Bis jetzt war die Arbeit von Angehörigen der Priestertumskomitees und der Hauptausschüsse der Hilfsorganisationen getan worden. In dem Regionalvertreter für das deutsche Sprachgebiet begrüßen wir einen alten Bekannten: Percy K. Fetzer, den früheren Präsidenten der Berliner und Norddeutschen Mission.
Aus den nüchternen Zahlen der zum Jahresende veröffentlichten Kirchenstatistik können wir diesmal ein Zeugnis für uns entnehmen, ein Zeugnis, daß wieder eine Prophezeiung aus der Heiligen Schrift in Erfüllung gegangen ist
„Und dann kommt der Tag, wann der Arm des Herrn mit Macht geoffenbart werden wird, die Nationen, die heidnischen Nationen, das Haus Josephs vom Evangelium zu überzeugen.
Denn an jenem Tage wird jedermann die Fülle des Evangeliums in seiner Sprache hören, und zwar durch diejenigen, die zu dieser Macht ordiniert werden sollen durch den Dienst des Trösters, der zur Offenbarung Jesu Christi über sie ausgegossen wird."
(LuB 90:10-11)

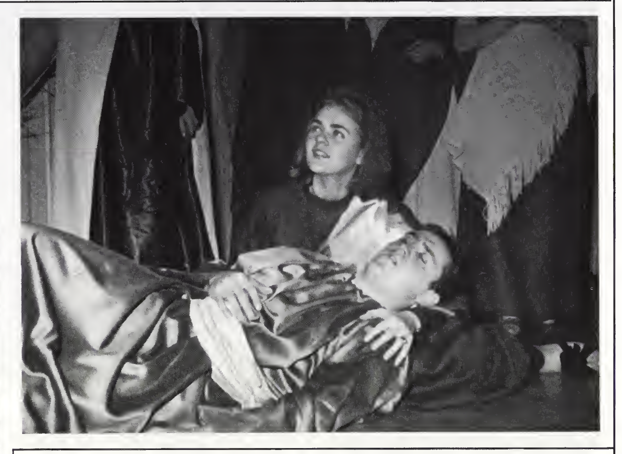
Die Kirche geht vorwärts

KURZBERICHTE AUS DEM ARBEITSFELD

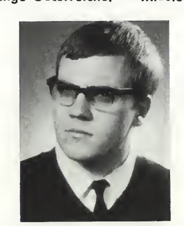
„Die Legende vom vierten Weisen" wurde im vergangenen Jahr zur Weihnachtszeit in der Gemeinde Augsburg von der Sonntagsschule aufgeführt. Diese zwar etwas verspätete, aber sehr zeitgemäße Veröffentlichung möge alle zu einer regen Weihnachtstätigkeit begeistern. Die Aufführung wurde damals von mehr als hundert Zuschauern besucht und tiefbewegt gewürdigt.







Zwei junge Österreicher — Missionare





Im August dieses Jahres wurde Bruder Reinhard Theodor Höffken, 19 Jahre alt und in der Gemeinde Braunau am Inn in verschiedenen Berufungen, unter anderem als GFV-Leiter, Distriksrat für Wehrdienst, Sonntagsschullehrer und in seinen Ferien als Baumissionar tätig, nach Südengland auf Mission berufen worden. Bruder Höffken ist bereits in sein neues Arbeitsfeld abgereist und ist unter der Adresse Canton Cardiff, 85 Rommilly Road, Southwales, zu erreichen. G. C.

Die I. Wiener Gemeinde ist stolz darauf, daß innerhalb kürzester Zeit ein zweiter junger Bruder, Wilhelm Kemendics, zwei Jahre im Dienste des Herrn verbringen wird. Bruder Kemendics ist 20 Jahre alt, gelernter Uhrmacher und hat bereits seinen Wehrdienst abgeleistet. Er wurde mit 14 Jahren getauft, war bei den Skippern und bereits mit 16 Jahren Jugendmissionarsleiter, weiter GFV-Ratgeber und Sternagent. G. C.

Großes Ereignis in Hamburg
Apostel Ezra Taft Benson enthüllt Gedenkplatte der „TÖCHTER DER UTAH-PIONIERE" im Pfahlhaus Hamburg

Der Traditionsverein „Töchter der Utah-Pioniere" in Salt Lake City gedachte mit der Anbringung einer bronzenen Gedenktafel einer großen Begebenheit in der Geschichte der Kirche in Deutschland. Fast auf den Tag genau kam vor 116 Jahren — am 9. Oktober 1851 — der spätere Präsident der Kirche John Taylor mit seinem Mitarbeiter George Dykes nach Hamburg und eröffnete hier die erste Deutsche Mission. Trotz der schweren Verfolgungen durch die Geistlichkeit, die Polizei und andere Behörden haben die Brüder das Werk des Herrn erfolgreich fortgesetzt. Der heutige Verwaltungsbereich des Pfahles Hamburg umfaßt fast 2000 eingetragene Mitglieder. Anläßlich einer Konferenz der Norddeutschen Mission enthüllte Apostel Ezra Taft Benson die Gedenktafel, die im Pfahlhaus Hamburg angebracht wurde, in einer würdigen Feierstunde.



V. l. n. r.: Steve Bigler, Sekretär; Roger Bennett, Zweiter Ratgeber; Gemeindepräsident Bryan Wahlquist; Edwin Danforth, Erster Ratgeber.

In der Zentraldeutschen Mission wurde am 15. September 1967 eine besondere Gemeinde gegründet: "The Rhine Valley Branch" für alle englischsprechenden Mitglieder aus dem ganzen Missionsgebiet. Versammlungsort ist das neue Kirchengebäude in Düsseldorf.

Bryan Wahlquist, der früher als Missions-GFV-Leiter der Westdeutschen Mission wirkte und allen Teilnehmern der Jugendtagungen in Frankfurt in bester Erinnerung ist, wurde als Gemeindepräsident berufen und von Präsident Horace P. Beesley eingesetzt.



V. l. n. r.: Präsident Horace P. Beesley; Ezra Taft Benson vom Rat der Zwölf; Präsident Klaus Hasse; Distriktspräsident und frühere Missionsratgeber Enzio Busche.

Präsident Ezra Taft Benson vom Rat der Zwölf setzte am 9. Oktober 1967 den neu berufenen Zweiten Ratgeber der Zentraldeutschen Mission, Klaus Hasse, in sein Amt ein. Der frühere Erste Ratgeber, Günther Durst, ist im Sommer 1967 aus beruflichen Gründen nach Hamburg verzogen. Bruder Hans Hoffmann rückte zum Ersten Ratgeber auf. Nun ist die Missionspräsidentschaft unter Präsident Horace P. Beesley wieder voll organisiert.

TEMPEL NACHRICHTEN

Die größte Verantwortlichkeit, die Gott uns in dieser Welt auferlegt hat, ist, nach unsern Toten zu suchen. Die Heiligen, welche dies vernachlässigen, tun es auf Gefahr ihrer eigenen Seligkeit.

Joseph Smith
(Siehe „Weg zur Vollkommenheit", Kapitel 23)

Begabungssessionen:
Jeden Samstag um 08.30 Uhr und 13.30 Uhr in deutscher Sprache,

ausgenommen:
jeden 1. Samstag im Monat, 13.30 Uhr **französisch,**
jeden 3. Samstag im Monat, 08.30 Uhr **englisch,**

Zusätzlich:
jeden **Freitag vor dem 3. Samstag,** 18.00 Uhr **englisch.**

Der Tempel bleibt vom 24. Dezember 1967 bis einschließlich 2. Januar 1968 geschlossen.

***

Vorschau auf die Begabungssessionen im Jahre 1968:

16. April	—	20. April	deutsch
22. April	—	25. April	deutsch
		27. April	holländisch
3. Mai	+	4. Mai	französisch
24. Mai	+	25. Mai	deutsch
27. Mai	—	30. Mai	schwedisch
4. Juni	—	7. Juni	deutsch
17. Juni	—	20. Juni	holländisch
1. Juli	—	4. Juli	schwedisch
8. Juli	—	11. Juli	dänisch
15. Juli	—	18. Juli	deutsch
22. Juli	—	25. Juli	deutsch
29. Juli	—	1. Aug.	holländisch
5. Aug.	—	8. Aug.	französisch
12. Aug.	—	15. Aug.	schwedisch
19. Aug.	—	22. Aug.	finnisch
26. Aug.	—	29. Aug.	dänisch
2. Sept.	—	5. Sept.	deutsch (Priestertum)
6. Sept.	+	7. Sept.	deutsch
9. Sept.	—	3. Okt.	TEMPEL GESCHLOSSEN
7. Okt.	—	10. Okt.	deutsch
14. Okt.	—	17. Okt.	deutsch
21. Okt.	—	24. Okt.	deutsch
		26. Okt.	holländisch

Was jeder Tempelbesucher wissen muß:

1. Vergessen Sie nie Ihren Tempelempfehlungsschein.
2. Bringen Sie einen korrekt ausgefüllten Familiengruppenbogen mit, wenn Sie Ihre Familie angesiegelt haben wollen.
3. Geben Sie uns frühzeitig Ihre Unterkunftswünsche bekannt und kommen Sie nie später als 20.00 Uhr im Informationsbureau an.

Korrespondenzen an:
Swiss Tempel - 3052 Zollikofen - Schweiz
Telephon: 031 - 57 09 12

***

Tempeltrauungen:
(Hier werden nur solche Siegelungen von Ehepaaren aufgeführt, die unmittelbar nach der zivilen Trauung vollzogen wurden.)

7. Okt. 1967: Josef R. Proegler - Regina Himmelsbach, South German / Swiss Mission
7. Okt. 1967: Alfred Graeub jr. - Dora Eidam, Swiss Stake
11. Okt. 1967: Hartmut Hermann - Heidemarie Uffmann, Stuttgart Stake
11. Okt. 1967: Harry H. K. Pakula - Annemarie G. Giehler, North German Mission
28. Okt. 1967: Daniel Weening - Berendina Bakker, Netherlands Mission

Brüder, lasset uns erkennen, daß genealogische Forschung so wichtig ist wie die Tempelarbeit und daß genealogische Forschung nur dann wertvoll ist, wenn wir die Tempelarbeit nicht vernachlässigen.



FRÖHLICHE WEIHNACHT